

Zum Inhalt:

Der nahende 100. Jahrestag des Kriegsbeginns von 1914 führt gegenwärtig zu einer neuen öffentlichen Aufmerksamkeit und legt es nahe, diesen auch innerhalb der Kirchen und Gemeinden angemessen zu bedenken. Ein historischer Rückblick zeigt, dass in den Jahren 1914 bis 1918 in allen kriegsführenden Staaten ein weitgehend identisches Empfinden, Denken und Argumentieren herrschte und die europäischen Kirchen unkritisch von einem *Verteidigungskrieg* oder sogar von einem *gerechten Krieg* sprachen. Für den Umgang mit diesem Befund und eine zeitgemäße Gedenkkultur finden sich zahlreiche, auch liturgische Anregungen.

2-2014

Liturgie und Kultur



Zeitschrift der Liturgischen Konferenz für Gottesdienst, Musik und Kunst

Das Schicksalsjahr 1914 und das Gedenken an den 1. Weltkrieg im Jahr 2014

Das Schicksalsjahr 1914 und das Gedenken an den 1. Weltkrieg im Jahr 2014

2-2014, 5. Jahrgang, ISSN 2190-1600



2-2014

Liturgie und Kultur

LLK

Zeitschrift der Liturgischen Konferenz für Gottesdienst, Musik und Kunst

Das Schicksalsjahr 1914 und das
Gedenken an den 1. Weltkrieg
im Jahr 2014

LITURGIE UND KULTUR

5. Jahrgang 2-2014

ISSN 2190-1600

Herausgegeben von:

KRISTIAN FECHTNER

STEPHAN GOLDSCHMIDT

THOMAS KLIE

MICHAEL MEYER-BLANCK

KLAUS RASCHZOK

MARCELL SASS

HELMUT SCHWIER

ULRIKE WAGNER-RAU

ULRICH WÜSTENBERG

Redakteur dieses Heftes:

STEPHAN GOLDSCHMIDT

Satz:

STEFFEN FUCHS

Namentlich ausgewiesene Beiträge werden von den Autoren verantwortet und geben nicht unbedingt die Meinung der Herausgeber wieder.

Editorial 4
MICHAEL MEYER-BLANCK UND STEPHAN GOLDSCHMIDT

THEMA

Christentum und Kirchen im Ersten Weltkrieg 6
MARTIN GRESCHAT

**Aus der Geschichte lernen – der 1. Weltkrieg
aus friedensethischer Perspektive** 17
RENKE BRAHMS

**„Aber der Erste Weltkrieg beschäftigt uns ein
Jahrhundert nach seinem Beginn...“** 24
Praktisch-theologische Erwägungen
HELMUT WÖLLENSTEIN

**Gedenkkultur in Deutschland. Ein kritischer Rückblick
am Beispiel des Volkstrauertags** 32
HELMUT WÖLLENSTEIN

PRAXIS

**Gottesdienstentwurf zum Gedenken des
Ausbruchs des 1. Weltkrieges im August 1914** 35
KATHRIN OXEN / CHRISTIANE BERTHOLD-SCHOLZ / STEPHAN GOLDSCHMIDT

IMPULSE

Umgang mit einem Ehrenmal / Denkmal 43

1. Das Denkmal erkunden
WILHELM HAMMANN

2. Beitrag für eine Gedenkfeier unter Verwendung des Gefallenendenkmals von Otto Ubbelohde in Gofßfelden
WILHELM HAMMANN

3. Der Tod marschiert voran...
BERTRAM SAUPPE

LITERATUR

- Monika Müller / Wolfgang Heinemann:**
Ehrenamtliche Sterbebegleitung 50
Handbuch mit Übungsmodulen für Auszubildende
LEONA HOLLER
- Sylvia Kaiser-Berger:**
Schulgottesdienste kreativ gestalten 51
Mit Schülerinnen und Schülern themenorientierte
Feiern entwerfen
BERNHARD DRESSLER
- Wilhelm Gräb: Predigtlehre** 52
Über religiöse Rede
MICHAEL MEYER-BLANCK
- Autorinnen und Autoren dieses Heftes** 54

LITURGIE UND KULTUR wird kostenlos abgegeben. Es wird jedoch um eine Beteiligung an den Druckkosten in Höhe von 12,00 €/Jahr (bzw. 4,50 €/Heft) gebeten:

Ev. Darlehensgenossenschaft eG Kiel
BLZ: 210 602 37
Konto-Nr.: 14001
Verwendungszweck:
AO 403200 „Liturgie und Kultur“
IBAN: DE75 2106 0237 0000 0140 01
SWIFT/BIC: GENODEF1EDG

Korrespondenz, Manuskripte und Rezensionsexemplare, deren Publikation bzw. Besprechung vorbehalten bleibt, bitte an:

Geschäftsstelle der
Liturgischen Konferenz (LK)
c/o Kirchenamt der EKD
Herrenhäuser Str. 12
30419 Hannover
Tel. 0511 2796-214
E-Mail: lk@ekd.de
www.liturgische-konferenz.de

Editorial

Der Erste Weltkrieg stand in Deutschland stets im Schatten des Zweiten Weltkrieges und der mit diesem Krieg untrennbar verbundenen Zeit der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft und des Holocaust. Anders ist es um die öffentliche Erinnerung und die Gedenkkultur beispielsweise in Großbritannien, in Frankreich und Amerika bestellt, in der der große Krieg von 1914 bis 1918 viel deutlicher präsent geblieben ist. Erst der nahende 100. Jahrestag des Kriegsbeginns von 1914 führt gegenwärtig zu einer neuen öffentlichen Aufmerksamkeit.

Dem Gedenken an den Ersten Weltkrieg ist die aktuelle Ausgabe der Zeitschrift Liturgie und Kultur gewidmet. Zunächst nähert sich Martin Greschat dem Thema unter einer doppelten Perspektive, indem er die politischen Ereignisse aus Sicht des Kirchenhistorikers beschreibt und den Horizont über Deutschland und Österreich-Ungarn hinaus auf Europa richtet. So schildert er die Haltung der Christenheit und der Kirchen in den verschiedenen kriegsführenden europäischen Ländern. Im August verstanden sich sämtliche am Krieg beteiligten Staaten als die Bedrohten und Angegriffenen. In einer merkwürdigen Verkennung der Ereignisse, sah man selbst im Deutschen Reich oder in Österreich-Ungarn in den Kriegsgegnern den eigentlichen Aggressor. Die offiziellen kirchlichen Äußerungen griffen in allen europäischen Ländern diese politischen Einschätzungen unkritisch auf und sprachen nahezu durchgängig von einem *Verteidigungskrieg* und sogar von einem *gerechten Krieg*.

Martin Greschats Aufsatz macht deutlich, dass in allen kriegsführenden Staaten ein weitgehend identisches Empfinden herrschte, das das Denken und Argumentieren beeinflusste. Am Ende steht die ernüchternde Erkenntnis, wie wenig das Christentum und die Kirchen gegen die Dynamik des großen Krieges ausrichten konnten, dessen Brutalität alles bisher Dagewesene überstieg. Die europäische Christenheit und die Kirchen wurden „überall und in allen Konfessionen in diesen Strudel hineingerissen: selten gegen ihren Willen, halb freiwillig zumeist, halb gedrängt – doch in aller Regel dann lautstark applaudierend.“

Neben diesem kirchenhistorischen Aufsatz richtet Renke Brahm als Friedensbeauftragter der EKD den Blick auf die Gegenwart. Die Geschichte lehrt, dass Kirche und Theologie sich der herrschenden Meinung zu sehr angepasst haben. Brahm spricht sogar davon, dass die Sehnsucht nach Bedeutung und das Gefühl, gebraucht zu werden, die Kirchen zu einer unsachgemäßen Kooperation mit dem Staat verführt haben. Dass auch die Kirchengemeinden in diesem Jahr einen Beitrag für das Gedenken an den Beginn des Ersten Weltkriegs leisten können und sollen, wird in zwei praktisch-theologischen Beiträgen von Helmut Wöllenstein thematisiert. Darin sind zahlreiche Hinweise für einen Gottesdienst oder für eine gemeinsam mit kommunalen Partnern verantwortete Gedenkfeier enthalten. Dass mit dem Gedenken angemessen umgegangen werden muss, wird im zweiten Beitrag von Helmut Wöllenstein deutlich, in dem am Beispiel des Volkstrauertages auf die Gedenkkultur in der Zeit vor 1945 zurückgeblückt wird.

Unter den Impulsen finden sich zwei Beiträge von Wilhelm Hammann und Bertram Sauppe zum Umgang mit einem Ehren- oder Denkmal (in der Kirche und im öffentli-

chen Raum). Sie stehen exemplarisch für viele andere Denk- und Ehrenmäler. Ein Gottesdienstentwurf von Christiane Berthold-Scholz und Stephan Goldschmidt, dem eine dem Anlass angemessene und sensibel formulierte Predigt von Kathrin Oxen eingefügt ist, mag für Pastorinnen und Pastoren eine willkommene Arbeitshilfe sein, um Anfang August 2014 oder gegen Ende des Kirchenjahres einen Gedenkgottesdienst zum Ersten Weltkrieg zu begehen.

Am Ende sei erwähnt, dass sich die Wissenschaftliche Gesellschaft für Theologie (WGTh) auf ihrem 15. Europäischen Kongress für Theologie unter der Fragestellung „Geschichte und Gott“ mit dem Gedenken an den Ersten Weltkrieg auseinandersetzt. Er findet vom 14. bis 18. September 2014 in Berlin statt (Informationen finden sich unter www.theologiekongressberlin2014.de).

MICHAEL MEYER-BLANCK und STEPHAN GOLDSCHMIDT

Christentum und Kirchen im Ersten Weltkrieg

MARTIN GRESCHAT

Als der Weltkrieg im August 1914 ausbrach, sahen sich sämtliche Staaten, die dann an dem blutigen Gemetzel mitwirkten, als die Bedrohten, Angegriffenen und Überfallenen. Vereinfacht formuliert: Weil serbische Terroristen den österreichischen Thronfolger Franz Ferdinand und seine Frau am 28. Juni in Sarajewo ermordet hatten, erklärte Österreich-Ungarn am 28. Juli Serbien den Krieg. Um die sich abzeichnende Vorrangstellung Habsburgs auf dem Balkan zu verhindern, ordnete Russland die Generalmobilmachung an. Dadurch sah sich das Deutsche Reich bedroht und erklärte Russland am 1. August 1914 den Krieg. Um jedoch die Initiative für den drohenden Zweifrontenkrieg nicht aus der Hand zu geben, folgte am 3. August Deutschlands Kriegserklärung an Frankreich, entsprechend der Logik des Schlieffen-Plans, der die Niederwerfung dieses Landes durch einen Flankenangriff über Belgien vorsah. Daraufhin erklärte Großbritannien am 4. August 1914 dem Deutschen Reich den Krieg. Eine Reihe weiterer europäischer Kriegserklärungen folgte.¹

In sämtlichen kriegführenden Staaten begegnete eine weitgehend identische Struktur des Empfindens, Denkens und Argumentierens. Sie lässt sich exemplarisch an den allgemeinen sowie den spezifisch christlichen Reaktionen im *Deutschen Reich* aufweisen. Zunächst musste ein Bewusstsein der nationalen Einheit und vaterländischen Geschlossenheit geschaffen werden. Die tiefen innenpolitischen sozialen und mentalen Gegensätze wurden schlagartig zugedeckt durch die häufig leidenschaftliche Bereitschaft zur Verteidigung des Vaterlands. Ein Burgfriede sollte herrschen, zumindest während des Krieges. Dieses Bestreben fand seinen Ausdruck in der von dem liberalen Theologen Adolf von Harnack entworfenen Erklärung Kaiser Wilhelms II., er kenne jetzt keine Parteien mehr, sondern nur noch Deutsche.

Ein solcher Verteidigungskrieg war nach allgemeiner christlicher Überzeugung ein gerechter Krieg. Überall strömten die Menschen in die Kirchen, ebenso in zusätzliche religiöse Versammlungen, in Abendgottesdienste und Gebetsstunden. Die Menschen, hieß es, kehrten zum Glauben zurück und gewannen daraus Kraft für Kaiser, Volk und Vaterland höchste Opfer zu bringen. Auch Katholiken predigten so.

Sie, die Katholiken leitete bei aller nationalen Begeisterung noch ein besonderes Interesse: Wenn man sich jetzt, so lautete die Überzeugung, in der Stunde der Gefahr von niemandem an nationaler Gesinnung übertreffen ließe, müssten Zweifel und Vorurteile im Blick auf ihre nationale Zuverlässigkeit verstummen. In einer vergleichbaren Situation befanden sich Juden. Sie argumentierten daher ganz ähnlich.

Zunächst hatten viele Zeitgenossen den Zusammenklang von nationaler Einheit und christlichem Glauben als ein Wunder erlebt, gewirkt durch Gottes direktes Eingreifen. Das wurde als ein besonderes „Gotteserleben“ gedeutet, als Erfahrung einer neuen

1 Für eine ausführlichere Behandlung des Themas und den Nachweis der Zitate verweise ich auf meine Darstellung: *Der Erste Weltkrieg und die Christenheit. Ein globaler Überblick*, Stuttgart 2014.

Offenbarung, als „deutsches Pfingsten“. Gleichzeitig minderte ein solches emotionales Erleben mögliche Hemmungen im Blick auf die Missachtung des internationalen Rechts. Zur Verletzung der belgischen Neutralität erklärte z.B. der Reichskanzler von Bethmann Hollweg, dabei handele es sich doch nur um einen „Fetzen Papier“.

Wenn Deutschland jedoch auf der Seite des Rechts stand, musste man auch auf Gottes besonderen Beistand bauen dürfen. Traditionell galt, dass ein Krieg Gottes Strafe für die Sünden und Verfehlungen der Nation sei. Darauf wurde insbesondere in katholischen Predigten und Aufrufen großer Nachdruck gelegt. Demut, Buße und Umkehr zu Gott waren also geboten, wenn Deutschland siegen sollte.

Vor allem evangelische Prediger erklärten nun jedoch: Der Hinweis auf Sünde und Schuld und geduldiges Leiden überzeuge nicht mehr. Es komme stattdessen darauf an, dass die Pfarrer sich „dienend in die große Bewegung hineinstellten, die unsere Zeit durchflutet“, damit sie mit dem „starken vaterländischen Empfinden“ Schritt hielten und nicht ins Abseits gedrängt würden. Jetzt zählte allein der unbedingte Einsatz für Deutschland und sein Recht.

Ein solcher Standpunkt musste zur steilen Erhöhung der eigenen Position führen. In den unentwegt ins Feld geführten „Ideen von 1914“ verdichtete sich das hochgradig emotional besetzte Konzept eines Deutschlands, das sittlich, kulturell und religiös allen anderen europäischen Nationen eindeutig überlegen war. Dem entsprach umgekehrt die Herabsetzung des Gegners bis zu dessen Kriminalisierung oder sogar Verteufelung. Der besondere Hass galt allgemein England, dessen Kriegseintritt man in Deutschland nicht erwartet hatte. „Gott strafe England“, hieß ein permanent wiederholter Spruch. Und der Theologieprofessor Paul Althaus z.B. urteilte: „Wir kämpfen für das edlere England gegen das verdorbene, entartete, für den Sieg des Wahren und Guten bei unseren Feinden gegen das Niedrige, Hässliche, Verlogene. Das adelt unseren Zorn und heiligt unser Zerstören.“

Unverkennbar handelte es sich bei der Charakterisierung des Gegners um Stereotypen. Diese Feststellung gilt für die Urteile sämtlicher kriegführenden Mächte in Europa. Seit dem späten Mittelalter hatten die einzelnen Völker Bilder entwickelt, in denen sie die psychologischen und physischen Eigenarten ihrer jeweiligen Nachbarn zu erfassen suchten – also *der* Franzosen, *der* Engländer, *der* Russen und *der* Italiener. Solche Klischees waren natürlich nie wertfrei. Aber sie erhielten jetzt durch die nationale und nationalistische Aufladung ein anderes Gesicht: Nun trat die Erhöhung der eigenen Nation mittels der negativen Charakterisierung der anderen in den Vordergrund. Die Integration konkreter Ereignisse – wie etwa das Vorgehen deutscher Soldaten in Belgien oder die Solidarisierung der Hochschullehrer mit dem deutschen Militarismus, die russischen Ausschreitungen in Ostpreußen oder auch die britische Hungerblockade Deutschlands – aktualisierte jene Klischees und beförderte ihre Glaubwürdigkeit. Auch diese Geisteshaltung trug dazu bei, dass der Krieg eine „bis dahin weder quantitativ noch qualitativ erreichte Biologisierung, Kriminalisierung und Pathologisierung des Gegners“ erzeugte.

Es liegt auf der Hand, dass angesichts solcher Überzeugungen nur ein vollständiger deutscher Sieg über die Feinde denkbar war, ein „Siegfrieden“ ohne Kompromisse. Alles Andere musste als Absage an die Gültigkeit des Rechts und Ungehorsam gegenüber dem klaren Willen Gottes gelten. Doch diese scheinbar so logischen religiösen Überle-

gungen und Behauptungen wurden von den brutalen Realitäten der Materialschlachten und des Massensterbens hinweggefegt. Was die Kirchen dagegen offerierten, war eine religiöse „Stimmung“, die angesichts der brutalen Realität immer weniger half. Vor einem Sturmangriff „hilft wahrhaftig eine Zigarette mehr als die Bibel, Kant und Fichte!“ Gewiss, auch Männer, die keineswegs religiös waren, äußerten Stoßgebete. Man wird sie wohl auf dieselbe Stufe rücken müssen wie allerlei religiöse Praktiken, Magie z. B., Spiritismus und die gesamte Palette des Aberglaubens. Der Krieg machte in aller Regel nicht zum Christen. „Das Rüstzeug sittlicher und religiöser Überzeugungen wird zur Kraft nur dem Soldaten, der es mitgebracht, der schon je von ihm gelebt hat. Dem dient sie als Stütze – unbewusst“, urteilte ein Zeitgenosse.

Die strukturellen Parallelen in den Reaktionen von Christen in Deutschland und *Frankreich* sind, wie angedeutet, bemerkenswert. Auch die Franzosen zogen keineswegs begeistert in den Krieg. Die Proklamation der „heiligen Einheit“ (Union sacrée) am 4. August durch Raymond Poincaré, den Präsidenten der Republik, bildete wie der Burgfriede in Deutschland auch in Frankreich einen Mythos, der die bis dahin zutiefst gespaltene Nation einte. Auch in Frankreich füllten sich die Kirchen. Und ebenso gilt: ihre offiziellen und offiziösen Vertreter „übertrumpften sich gegenseitig in patriotischem Eifer“. Besonders laut und kompromisslos äußerte sich die kleine protestantische Minderheit. Sie war eifrig bemüht, nur ja keinen Verdacht irgendeiner Hinneigung zu den deutschen Glaubensbrüdern aufkommen zu lassen.

Frankreich wurde angegriffen, führte also einen Verteidigungskrieg, mithin einen gerechten Krieg. Dazu bedurfte es keines Beweises, stand der Feind doch für jedermann sichtbar im Land. Weil es um einen gerechten Krieg ging, musste man kämpfen. In den Begründungen dafür rückten Vaterland und Christentum und Gott ganz eng zusammen. Einig zeigten sich die katholischen Bischöfe auch darin, dass es sich sogar um einen heiligen Krieg handelte. Deshalb konnten sie auch Kanonen und andere Waffen segnen. Man durfte trotz zahlreicher militärischer Rückschläge nicht daran zweifeln, dass Frankreich siegen werde.

Analog zum deutschen Verhalten resultierte auch in Frankreich aus dem Wissen um das eigene Recht die Herabwürdigung, Ächtung und Verdammung des Gegners einerseits und andererseits die steile religiöse, moralische und kulturelle Erhöhung der eigenen, der französischen Nation. Beim Vormarsch der deutschen Truppen war es im August 1914 in Belgien, Lothringen und Nordfrankreich zu brutalen Ausschreitungen und Verbrechen gegen die Zivilbevölkerung gekommen, denen mindestens fünftausend Menschen zum Opfer gefallen waren. Massaker und Brandschatzungen begleiteten also die deutschen Siege. Die weltbekannte Bibliothek in Löwen verbrannte ebenso wie Teile der Stadt. Die berühmte gotische Kathedrale von Reims, die Krönungsstätte der französischen Könige, wurde von deutscher Artillerie beschossen.

Diese Ausschreitungen beschränkten sich auf die ersten Wochen des Krieges. Doch sie genügten, um der Propaganda der Entente jahrein - jahraus als Belege für die deutschen Gräueltaten zu dienen, sowohl wiederholt, als auch weiter ausgeschmückt. Dazu gehörten die Fabeln von gekreuzigten französischen Soldaten und abgehackten Kinderhänden. Aus alledem resultierte ein enormer Hass auf die Deutschen und alles Deutsche. Er wurde während des gesamten Krieges gepflegt, wiederholt, aufgepeitscht

und intensiv verbreitet. Systematisch impfte man ihn den Kindern ein, konzentrierte den gesamten Unterricht in den staatlichen Schulen darauf und verpflichtete die Lehrer dazu.

Zunächst hatten auch die französischen Pfarrer und Priester den Krieg, der traditionellen christlichen Deutung entsprechend, als Strafe Gottes für die Sünden des Volkes verkündet. Das führte zum Vorwurf, dass die Rede von Sünde und Schuld der Franzosen mitsamt dem Verständnis des Krieges als Strafe Gottes dann doch bedeuten müsse, dass Frankreich den Krieg verlieren sollte?! Pfarrer, die in der hergebrachten Weise predigten, wurden sogleich anonym, aber auch öffentlich als Freunde Deutschlands angegriffen.

Die Bischöfe publizierten unentwegt Stellungnahmen und Erklärungen, in denen christlicher Glaube und das französische Vaterland untrennbar ineinander übergingen. Das nationale Territorium wurde sakralisiert. „Für katholische Soldaten, d. h. für die überwältigende Mehrheit, verschmolz die Verpflichtung gegenüber der Nation schlichtweg mit der Pflicht gegenüber Gott.“

Ein solches Denken implizierte, wie gesagt, die Überzeugung, dass Gott in diesem Krieg auf der Seite Frankreichs stand und somit als sein Alliiertes agierte. Die besondere Zuwendung der himmlischen Heerscharen zum französischen Heer bedeutete zugleich, dass diesem Volk eine herausgehobene Bedeutung für die Errichtung von Gottes Königreich zukam. „Unser Frankreich lieben und ihm dienen ist das beste Mittel, das Königreich Gottes zu lieben und ihm zu dienen.“

Die unabdingbare Konsequenz dieser mit Leidenschaft vorgetragenen Überzeugung lautete: Es konnte, es durfte nur einen totalen Sieg über das Deutsche Kaiserreich geben. Bis dahin galt es durchzuhalten, auszuhalten „bis zum Ende, zum Sieg, zum heiligen Sieg“.

Nach dem Aufflammen religiöser Empfindungen zu Beginn des Krieges mussten auch in Frankreich Kleriker seit 1915 konstatieren, dass sich die Soldaten weder für politische noch für religiöse Fragen sonderlich interessierten. Auch unter französischen Christen, Laien wie Klerikern, wuchsen im Verlauf des Krieges Fragen und Zweifel, wie man das schreckliche Geschehen der Materialschlachten mit dem Willen Gottes in Einklang bringen könnte. Viele Menschen stellten betroffen und verunsichert die Lehre der Kirche von der alles umfassenden guten Ordnung Gottes in Frage. Nicht wenige beruhigten sich dann freilich angesichts der Niederlage Deutschlands. „Mit Kriegsende wurde die Welt wieder gerade gerückt: Gott hatte auf der Seite des siegreichen Frankreich gestanden, die Opfer wurden belohnt, die Priester hatten ihren Beitrag in der nationalen Anstrengung geleistet. Das Welt- und Geschichtsbild war wieder geschlossen und die Rolle Gottes als transzendenter Alliiertes Frankreichs wieder klar.“

In *Großbritannien* bildete der deutsche Einmarsch in Belgien die letztlich zündende und die Bevölkerung zusammenschließende Veranlassung für die Kriegserklärung des Empires an das Deutsche Kaiserreich. Doch wie in den anderen kriegführenden Staaten standen auch in Großbritannien am Anfang überaus vielfältige und einander widersprechende Stimmungen.

Nur Schritt um Schritt setzte sich dann bis zu Vertretern der Friedensfreunde die Überzeugung durch, dass Großbritannien sich jetzt in einem „durch eine verrückt geworde-

ne Nation“ aufgezwungenen Krieg befand. Unbedingt und fraglos war, dass Großbritannien auf der Seite des Rechts stand. Und sein Selbstverständnis, seine Traditionen und seine Ehre ließen dem Empire keine andere Wahl, als für die Verteidigung des „armen kleinen Belgiens“ zu kämpfen.

Der Krieg wurde auch in Großbritannien schnell als ein totaler begriffen und geführt. Dazu gehörte die Seeblockade Deutschlands. Diese Maßnahme war in kirchlichen Kreisen zunächst keineswegs unumstritten. Sie wurde jedoch mehrheitlich mit dem Argument bejaht, dass sich dadurch der Krieg abzukürzen ließe. Auch in Großbritannien legte der Klerus sogleich eine enorme Aktivität für die Unterstützung des Krieges an den Tag. Vor allem auf dem Land drängten Kleriker sowie der CVJM junge Männer, sich freiwillig zur Armee zu melden – die allgemeine Wehrpflicht wurde in Großbritannien erst im Januar 1916 eingeführt. „Gott braucht dich!“, verkündeten Pfarrer. „Wer für Gott ist, ist auch für England!“ Oder: „Ich denke, dass es die Pflicht jedes jungen Mannes ist, der auch nur einen Funken von Christentum in sich hat, die Waffen gegen die Deutschen zu erheben.“

Hand in Hand mit den Bemühungen, sämtliche Kräfte zu mobilisieren, ging das Werben um die geistige und materielle Unterstützung der USA. Um die amerikanischen Juden zu gewinnen, erklärte der britische Außenminister Arthur J. Balfour am 2. November 1917 im Namen seiner Regierung gegenüber Lord Lionel Rothschild, man beabsichtige die „Schaffung einer nationalen Heimstätte für das jüdische Volk in Palästina“. Diese solle im Rahmen eines britischen Protektorats verwirklicht werden. Wie und ob sich diese Zusage mit dem gleichzeitigen Versprechen der „vollständigen und souveränen Unabhängigkeit der Araber“ verbinden ließ, blieb der Zukunft überlassen. Auch in Großbritannien ging das Bewusstsein des eigenen Rechts mit der Verurteilung des Unrechts Deutschlands Hand in Hand. Folglich identifizierte man deutsch mit niedrig und gemein, mit Rücksichtslosigkeit und Bosheit schlechthin. Und deshalb war es geboten, gegen Deutschland und alles Deutsche so entschieden wie kompromisslos zu kämpfen. Die Deutschen, urteilten britische Kleriker, kannten nur Macht, Zwang und Gewalt. Als höchste Autorität galt ihnen der amoralische Staat. Der letzte Grund für die Verderbtheit Deutschlands lag also in seinem Abfall von Gott, vom Christentum. Als Beleg dafür diente u. a. die deutsche wissenschaftliche Bibelkritik mit ihrer Relativierung der Offenbarung, weil dort u. a. die Jungfrauengeburt Jesu bestritten werde und sogar die Auferstehung Jesu.

In dieser Atmosphäre hielt der Bischof von London, A. F. Winnington-Ingram, am 1. Advent 1915 seine berüchtigte Predigt über Jesaja 11, Vers 9: „Man wird weder Schaden tun noch Verderben auf meinem heiligen Berg.“ Nach der Überzeugung des Bischofs gab es in der gesamten Geschichte des Christentums noch nie so viel Niederträchtigkeit und Frevel, wie sie jetzt von Deutschland verübt wurden – in Belgien und Polen, in Serbien und gegenüber den Armeniern. Um Freiheit, Ehre, Unschuld und Sittlichkeit in Europa zu verteidigen, müsse deshalb jetzt ein großer Kreuzzug geführt werden, „um die Deutschen zu töten – nicht um des Tötens willen, sondern um die Welt zu retten. Getötet werden sollen die Guten ebenso wie die Bösen; zu töten sind die jungen Männer ebenso wie die alten; getötet werden sollen diejenigen, die sich gegen unsere Verwundeten freundlich verhielten wie auch jene Unmenschen, die den kanadischen Feldweibel kreuzigten, die armenischen Massaker beaufsichtigten, die Lusi-

tanien versenkten und die Maschinengewehre auf die Zivilisten in Aerschott und Löwen richteten: sie sind zu töten, weil andernfalls die Zivilisation der Welt getötet würde.“ Winnington-Ingram fuhr fort: „Ich rede so nicht, um einen unchristlichen Hass auf die deutsche Rasse zu schüren. [...] Ich tue es, um das Christentum zu verteidigen!“

Es ist richtig, dass der Bischof nicht durchweg so gepredigt hat. Erst recht war diese Rede nicht charakteristisch für die britische Verkündigung im Weltkrieg. Doch andererseits handelte es sich bei diesen Ausführungen auch nicht um eine unmaßgebliche Ausnahme. Immer wieder erklärten vielmehr auch andere britische Geistliche, dass der Kaiser und die Familie der Hohenzollern wie tolle Hunde zu erschlagen wären; und dass die Deutschen allesamt Besessene, vom Teufel Beherrschte seien, Diener des Antichrist.

Je düsterer einerseits das Bild war, das Theologen und Kleriker in Großbritannien von Deutschland entwarfen, desto heller erstrahlte andererseits der eigene Rang und Ruhm. Ein enormes Gefühl der Überlegenheit charakterisierte ohnehin selbst einfache Briten. Theologisch überhöht brachte Bischof Percival diese Gewissheit zum Ausdruck: Die Alliierten bildeten „das prädestinierte Instrument, um die christliche Zivilisation Europas davor zu retten, dass sie von einem brutalen und skrupellosen Heidentum überwältigt würde“. Insofern führte Großbritannien einen heiligen Krieg. Die zunehmende Härte des Krieges drängte auch in Großbritannien die geistigen und geistlichen Wortführer zu immer extremeren, radikaleren Formulierungen – „bis hin zur Rede vom heiligen Krieg und schließlich dem Kreuzzug gegen den leibhaftigen Teufel“. Vom „heiligen Krieg“ sprachen bald die meisten Prediger.

Das bedeutete auch: „Großbritannien ist heute die auserwählte Nation der Welt. Wir sagen es verwundert und demütig. Denn nicht wir, sondern Gott hat das getan.“ Gewiss, daraus dürfe keine Überheblichkeit folgen, betonten auch andere Theologen. Denn diese Berufung besaß einen entschieden funktionalen Charakter. „Wir dürfen sicher sein, dass wir Seine Instrumente für die Ausbreitung des Königreichs sein sollen, für Christus und Christi Erlösung bis an die Enden der Erde.“ England war insofern Gottes Instrument, als es Gottes Schwert bildete, um Recht und Gerechtigkeit gegen Deutschland durchzusetzen. Im Kontext solcher Überzeugungen lag die Vorstellung nahe, dass die Gefallenen nicht nur stellvertretend starben, sondern auch Märtyrer waren.

Alles in allem gilt, dass für britische Theologen über die Konfessionen hinweg der Dienst im Krieg immer wieder als Wirken für das Reich Gottes proklamiert und gepriesen wurde. „Jeder Schlag gegen die Deutschen ist ein Schlag für das Königreich Christi!“ Dieses Reich erschien dann faktisch deckungsgleich mit Großbritannien.

Folgerichtig konnte auch hier der Friede nur auf der Grundlage der klaren Niederlage Deutschlands geschlossen werden. Bis dahin galt es auch hier durchzuhalten. Anders zu handeln, wäre Ungehorsam gegenüber dem Willen Gottes, in dessen Auftrag Großbritannien doch kämpfte. Und wer wagte es, einer Verständigung mit dem Teufel das Wort zu reden!

Verständlicherweise spielten alle Arten von Aberglauben wie im französischen und deutschen Heer eine beträchtliche Rolle. Mancher erschrak aber auch, wenn er in der Tasche eines toten Deutschen ein Erbauungsbuch fand, das seinem glich. Es fehlte nicht an Anklagen gegen einen Gott, der die entsetzlichen äußeren und inneren Zer-

störungen zuließ. Gab es ihn überhaupt? Und wenn er existierte: Kümmerten ihn die Schmerzen, die Ängste und das Leiden der Menschen nicht, ihre grenzenlose Verzweiflung angesichts der Wirklichkeit, in der sie existieren mussten? So breit das Spektrum des Glaubens war – als ebenso breit erwies sich das des Zweifels. Auch hier gilt: Wer als entschiedener Christ in den Krieg ging, blieb es in der Regel auch. Ebenso verhielten sich überzeugte Atheisten. Nur sehr wenige änderten tatsächlich ihren Glauben und ihr Leben.

Die Niederlage Deutschlands bot dann – wie in Frankreich – mit der Möglichkeit, den Deutschen alle Schuld zuzuweisen, eine gewisse Beruhigung für viele aufgebrochenen Fragen und Zweifel: Gottes Wahrheit und Recht triumphierten letztlich also doch! Auf der Strecke blieb dabei freilich die Einsicht, dass „dieser Krieg ein Gericht über eine gesamte Zivilisation bedeutete“.

Einen Teil dieser Zivilisation bildete auch das zaristische *Russland*. Auch hier ging beim Ausbruch des Krieges eine Welle der Begeisterung durch Teile des Landes. Weniger berührt zeigten sich die Menschen auf dem Land sowie die Industriearbeiter in den Städten. Die russische Regierung proklamierte – analog zum Vorgehen der anderen kriegführenden Staaten – den „inneren Frieden“ (vnutrennij). Zur Verwirklichung dieser nationalen Einheit und Geschlossenheit gehörten die Abgrenzungen. Sie betrafen im zaristischen Vielvölkerreich vor allem die als unzuverlässig geltenden Deutschen und Juden. Reichsdeutsche wurden zuerst in das Innere Russlands deportiert, dann sämtliche Deutschstämmige und sogar baltische Adelige. Dasselbe Schicksal traf rund 600.000 Juden, die die Regierung aus dem russisch besetzten Polen zwangsweise umsiedelte.

In der allgemeinen Wahrnehmung zeigte sich in weiten Teilen Russlands dasselbe Bild wie in Deutschland, Frankreich und Großbritannien, in Österreich-Ungarn und andernorts: Die Menschen sahen ihr Land angegriffen und strömten zu seiner Verteidigung zusammen. Ganz in diesem Sinn votierte und agierte auch die Russisch-Orthodoxe Kirche. Man wusste sich im Recht. Doch im Unterschied zum eher abstrakten Verständnis des Rechts in West- und Mitteleuropa spielten in Russland in diesem Begriff stärker Vorstellungen von Gerechtigkeit und Wahrheit eine Rolle. Der Angriff der Mittelmächte richtete sich im Verständnis der Russischen Orthodoxen Kirche deshalb gleichzeitig gegen die göttliche Seinsordnung, die diese Kirche zusammen mit dem politischen Oberhaupt, dem Zaren, repräsentierte. Im Vollzug der Liturgie, worin sich die himmlische und irdische Realität miteinander verbanden, fand diese Wahrheit Ausdruck und wurde Gegenwart.

Ein bis in den Alltag erfahrenes und gelebtes religiös-politisches Ganzes wurde also durch den Angriff der Mittelmächte bedroht. Diese Ordnung zu verteidigen, beziehungsweise sie wiederherzustellen, war mithin der tiefere Sinn des russischen Widerstands. Der Krieg war somit nicht nur kirchlich legitimiert, sondern bildete eine heilige Angelegenheit.

Hand in Hand damit ging auch in Russland die Herabsetzung, Verdammung und zunehmend die Dämonisierung des Gegners. Als besonders böser und brutaler Feind galt das Deutsche Kaiserreich. Das Gerücht machte die Runde und wurde vielfach geglaubt, dass Kaiser Wilhelm II. menschliches Blut zu trinken pflege. Auf der Grundlage

dieser Fabel wurde ein Propagandafilm gedreht mit dem bezeichnenden Titel „Der Antichrist“. Das Machwerk strotzte von Beschreibungen deutscher Grausamkeiten gegenüber Zivilisten und bot als Höhepunkt die Vergewaltigung einer jungen Frau durch den deutschen Kronprinzen. Die russischen Massen, die diese Bilder sahen, erfuhren, dass es sich um Bilder von den Ausschreitungen des deutschen Militärs gegen belgische Zivilisten handelte. Doch der Film war bereits unmittelbar beim Ausbruch des Krieges fertiggestellt, bevor also irgendeine Nachricht über die Vorgänge in Belgien in Russland bekannt sein konnte! Der Vorgang beleuchtet treffend die Existenz und das Gewicht nationaler Klischees, die sich bei Bedarf abrufen und aktualisieren ließen. Man wusste längst, wie der Gegner war und was man von ihm zu halten hatte.

Es galt somit auch hier, jener Bedrohung mit der intensiven Darlegung und Hervorhebung der eigenen Leitbilder und Werte entgegenzutreten. Dazu gehörten insbesondere die Würdigung Marias, der Mutter Gottes, und die Beschwörung ihres seit jeher wunderbaren Wirkens für Russland gegen den Ansturm der Feinde. Vergegenwärtigt wurde diese Zuwendung Marias zum russischen Volk durch Bilder, Ikonen, in denen die himmlische Realität in der irdischen aufleuchtete. Außerordentliche Hingabe und Vertrauen wurden z. B. dem Bild der „Mutter Gottes von Kazan“ entgegengebracht. Diese Ikone gehörte zu den wundertätigen Bildern. Wenn der Heilige Geist sich in ihnen widerspiegelte, war es folgerichtig, dass diese Ikone nicht nur allerlei individuelle Heilungen bewirken konnte, sondern auch Siege des russischen Heeres. In diesen Kontext gehörte die Anweisung von Zar Nikolaus II., die „Vladimir“ genannte wundertätige Ikone der Mutter Gottes in das russische Hauptquartier an der Front zu bringen. Wie in der Vergangenheit sollte sie in der Krise das Überleben und Wohlergehen des russischen Reiches fördern.

Bauernsöhne bildeten die große Mehrheit des russischen Heeres. Sie begriffen in aller Regel kaum, warum sie kämpfen sollten. Wie viel sie von den hehren religiösen und vaterländischen Worten verstanden, mit denen der Zar und die orthodoxe Kirche sie überschütteten, steht dahin. Fraglos war jedoch, dass sie sich zu unterwerfen und zu gehorchen hatten. So wurden sie wie Schafe zur Schlachtbank geführt. Doch dieses Bild unterstellt eine Einhelligkeit, die es nicht gab. Bemerkenswert sind die Unterschiede: Hier kämpften russische Soldaten hartnäckig und hielten stoisch einem überlegenen Gegner stand – dort überwogen Defätismus, Desertionen und die Bereitschaft, sich kampflös gefangen nehmen zu lassen. Dem neuen Kader der Offiziere fehlte gegenüber dem früheren, das bald mehrheitlich gefallen war, die traditionelle emotionale Bindung an den Zaren. Zunehmend schroffe soziale Spannungen, Inflation und Versorgungskrisen mündeten seit dem Sommer 1915 in offene Friedensbekundungen. Die Revolution im Februar 1917 führte zur Abdankung von Zar Nikolaus II. und gleichzeitig in die Anarchie.

In dieser Situation kamen die Bolschewiki im Herbst 1917 durch einen Staatsstreich an die Macht. Die von ihnen eingeleitete Agrarrevolution steigerte die Weigerung der Soldaten, weiter zu kämpfen. Sie wollten nur schnell zurück in ihre Dörfer, um an der Neuverteilung des Bodens zu partizipieren.

In der Russischen Orthodoxen Kirche vermochten selbst wohlwollende Beobachter nur noch eine „fundamentale Zerrissenheit“ zu erkennen. Dem Allrussischen Kirchenkonzil gelang zwar im Verlauf der zweiten Hälfte des Jahres 1917 die Loslösung

vom zaristischen Staat. Doch diese Trennung kam viel zu spät, um die weit verbreitete Kritik an der faktischen Symbiose der reichen privilegierten Kirche mit dem autoritären zaristischen Unterdrückungssystem zu relativieren. Als Tichon am 21. November 1917 feierlich als Patriarch inthronisiert wurde, herrschten bereits die Bolschewiki. Ihre radikalen Anhänger zögerten nicht, dem militanten Atheismus freien Lauf zu lassen und tätlich gegen die Kirche, ihre Anhänger sowie ihre Einrichtungen vorzugehen. Mönche und Nonnen ebenso wie Kleriker aller Ränge, bis hin zu Bischöfen, wurden misshandelt und ermordet, kirchliches Eigentum zerstört oder enteignet. Die Trennung von Staat und Kirche am 23. Januar 1918 nahm der Kirche nicht nur ihren Besitz, sondern ebenso ihr Recht als juristische Person. Der Patriarch verhängte daraufhin am 1. Februar 1918 über die Bolschewiki den Kirchenbann. In dem von beiden Seiten in den folgenden Jahren so kompromisslos wie brutal geführten Bürgerkrieg zerstörten die „Roten“ Kirchen und Klöster, vertrieben oder ermordeten Geistliche, Nonnen und Mönche – während die „Weißen“ in den von ihnen beherrschten Gebieten die Verfolgung und Hinrichtung von Bolschewiken segneten.

Zu deren breitenwirksamsten Losungen in der russischen Bevölkerung gehörte die Ankündigung, den Krieg zu beenden. Das war nicht weniger als eine Heilszusage! Der schließlich am 3. März 1918 unter schwerem deutschen Druck geschlossene Friede von Brest-Litowsk erfüllte dieses Versprechen. Höchst verhängnisvoll wirkte sich jedoch aus, dass der Patriarch ebenso wie die Vertreter des alten Regimes scharf gegen diesen „Schandfrieden“ protestierten und eine Fortsetzung des Krieges anstelle der „Kapitulation“ forderten.

Die ersten Schüsse des Weltkriegs fielen auf dem Balkan. Und der Kriegserklärung *Österreich-Ungarns* an Serbien am 28. Juli 1914 antwortete auch in Wien Begeisterung, ebenso in Budapest, in Prag und anderen Städten der Doppelmonarchie. Wie in Deutschland überschlugen sich viele Intellektuelle in der Begeisterung für den Kriegsausbruch, ließen sich mitreißen und rissen mit. „Studenten, Professoren, Künstler, Philosophen, Dichter, Schriftsteller, Priester, Atheisten, Anarchisten, politische Aktivisten, Radikale: Alle wollten dabei sein, wenn die Pax Europas zu Ende ging.“ Noch einmal erwies sich die traditionelle, religiös überhöhte und dadurch besonders legitimierte Dynastie als das einigende Band der ethnisch, religiös und kulturell so verschiedenen geprägten Völkerschaften der Donaumonarchie. In den Dörfern und Kleinstädten sowie unter der Arbeiterschaft dominierten eher nachdenklicher Ernst, stumme Bereitschaft zur Pflichterfüllung, wohl auch Trauer und Tränen. Doch höchstens eine Minderheit bezweifelte, dass eine Strafexpedition gegen Serbien die unumgängliche Antwort bilden müsse auf den Mord am österreichischen Thronfolger Franz Ferdinand und seiner Gattin am 28. Juni in Sarajewo.

Die Verbindungen zwischen dem katholischen Episkopat und dem habsburgischen Herrscherhaus waren seit langem eng und intensiv. Dementsprechend vertraten die Bischöfe sogleich – und dauerhaft – die offizielle Politik. Am 28. Juli 1914 formulierten sie einen Aufruf zum „gerechten Verteidigungskrieg“, in dem es hieß: „Wo ist einer unter uns, der von der Gerechtigkeit und Notwendigkeit des unserm Friedenskaiser aufgezwungenen Krieges nicht vollauf überzeugt wäre? Mit vollem Vertrauen auf die gerechte Sache unserer Vaterlandes ziehen unsere Söhne und Brüder in den Kampf.“

Der Linzer Bischof Hittmair erklärte am gleichen Tag, „jubelnde Begeisterung“ erfülle nun ganz Österreich über die Kriegserklärung an Serbien nach dem quälend langen Warten: „Und dieses in Kriegsbegeisterung aufjauchzende Österreich: Kaiser! Das ist Dein erster Sieg in diesem Krieg. Alle Völker und Nationen, alle Stände, alle Eins, alle geeint zu flammender Hingebung von Gut und Blut fürs Vaterland: Österreich! Das ist dein Kriegstriumph.“ Vom Wiener Kardinal Piffl wurde der Ausspruch berichtet: „Geht hin und bekämpft die Feinde Gottes.“

Die Deutung des Krieges entsprach also auch in Österreich-Ungarn im wesentlichen dem bisher gezeichneten Bild: Man führte offenkundig einen Verteidigungskrieg, befand sich also voll und ganz im Recht. Der Gegner hatte folglich nicht nur Unrecht, sondern war böseartig, niederträchtig, minderwertig. Auch hier lässt sich eine zunehmende Radikalisierung in der abschätzigen Beurteilung des Feindes und der Hervorhebung der eigenen Wertigkeit beobachten. Zugleich zeigte sich in der k. u. k. Monarchie dieselbe Kurve von nationaler Begeisterung hin zu Resignation, Frustration und schließlich der unbedingten Sehnsucht nach Frieden. Ebenso vertraut mutet die theologische Deutung des Kriegsgeschehens an: Österreich-Ungarn führte einen Verteidigungskrieg, mithin einen gerechten Krieg, und durfte daher Gott auf seiner Seite wissen. „Die niemals in Zweifel gezogene bischöfliche Basishermeneutik des gerechten österreichischen Kriegs, die auch die allgemeineren Aussagen zum Verhältnis von Krieg und Gott leitet, in Verbindung mit dem unbedingten patriotischen Sinn seines erfolgreichen Ausgangs, zwingt die österreichischen Bischöfe immer nur im Zusammenhang mit dem erwarteten Sieg zu denken.“ Hinzu kam auch hier die Überzeugung, dass Gott das katholische Österreich besonders liebe und es für Großes auserwählt habe. Die Einheitlichkeit und Gleichförmigkeit der bischöflichen Voten wurzelte auch hier in der von ihnen allen unverändert reproduzierten neuscholastischen Lehre vom gerechten Krieg. Dieselbe theologische Prägung begegnete im ungarischen Katholizismus.

Ich fasse zusammen: Sicherlich fehlten in diesen Jahren in sämtlichen kriegführenden Staaten nicht die anderen Stimmen, die sich gegen den Krieg erklärten. Es mangelte auch nicht an Reden und Predigten, die sich losgelöst vom militanten Geschehen scheinbar zeitlos, rein dogmatisch äußerten. Auch die emotionale Erhitzung der ersten Wochen und Monate nach dem August 1914 wich vielfach der Ernüchterung, bisweilen sogar der Nachdenklichkeit. Doch sobald die allgemeinen Aussagen sich konkreten Sachverhalten annäherten, zeichnete sich eine Infizierung, wenn nicht sogar Übermächtigung durch einen religiös überhöhten Nationalismus ab. Somit muss man auf Ganze gesehen eine erschreckende Preisgabe der christlichen Substanz in den Voten der europäischen Kirchen während des Ersten Weltkriegs konstatieren. Mit der jeweiligen Inanspruchnahme Gottes für die Politik des eigenen Landes haben sie nicht unerheblich zur Radikalisierung des Krieges beigetragen – bis hin zum Wunsch der Vernichtung des Gegners. Dieser Drang nach Zerstörung und Vertilgung entwickelte dann schnell eine eigene Dynamik, die weiter ausgriff, als mancher Redner und Prediger sich vorgestellt haben mochte. Festzuhalten bleibt: Angefangen bei den Exzessen deutscher Soldaten im August 1914 in Belgien und Nordfrankreich bis hin zu den sich rasant steigenden Brutalitäten in den folgenden Kriegsjahren im Westen wie im Osten Europas,

den Massakern an den Fronten und dem Massensterben der Zivilisten, belegte jeder Tag, wie wenig das Leben eines Menschen zählte – und wie wenig das Christentum und die Kirchen dagegen ausrichteten. Sie wurden überall und in allen Konfessionen in diesen Strudel hineingerissen: selten gegen ihren Willen, halb freiwillig zumeist, halb gedrängt – doch in aller Regel dann lautstark applaudierend.

Aus der Geschichte lernen – der 1. Weltkrieg aus friedensethischer Perspektive

RENKE BRAHMS

Die Vorbereitungen für das Gedenken des 1. Weltkrieges haben in Deutschland spät begonnen – und auch in der Evangelischen Kirche in Deutschland. 4,7 Millionen Euro stellt nun die Bundesregierung für das Gedenken an den 1. Weltkrieg bereit. Im Vergleich: Frankreich und Großbritannien stellen jeweils 60 Millionen dafür zur Verfügung.¹ Der erste Weltkrieg ist in England als „The Great War“ tief im nationalen Gedächtnis verankert und jährlich wird der britischen Kriegstoten mit Mohnblumen am Jackett gedacht – und zwar durch alle Bevölkerungsschichten hinweg. Auch in Frankreich wird in vielen Veranstaltungen und an vielen Orten an den „Grande Guerre“ erinnert.

In Deutschland ist der Umgang mit dem Ersten Weltkrieg schwieriger. Zumeist wird die Auseinandersetzung mit dem Krieg überschattet von der Aufarbeitung der deutschen Schuld des Zweiten Weltkriegs. Der Erste Weltkrieg gilt als „Urkatastrophe“, der den Nationalsozialismus und den Zweiten Weltkrieg erst möglich gemacht hat.

In der Auseinandersetzung mit dem Ersten Weltkrieg in diesem Jahr 2014 in Deutschland steht nach meiner Beobachtung häufig die Frage der deutschen Schuld im Mittelpunkt. Es wird immer wieder danach gefragt, weshalb der Krieg ausgebrochen ist, welchen Anteil Deutschland daran hatte und demgegenüber steht das Gedenken an die Opfer in dem Krieg deutlich weniger im Fokus der Aufmerksamkeit.

Das Buch „Die Schlafwandler“ von Christopher Clark stellt beispielsweise die Frage nach der deutschen Schuld am Ausbruch des ersten Weltkriegs neu. Es zeigt, dass die Deutschen nicht die einzigen waren, die Anfang des 20. Jahrhunderts dem Militarismus verfallen waren und die Verantwortlichen für den Krieg nicht allein die Deutschen sind. Das Buch ist in Deutschland ein Bestseller. Nach Aussage des Historikers Gerd Krumeich hat es „einen solchen Hype, eine solche kollektive Begeisterung für ein [...] historisches Fachbuch [...] noch nie gegeben.“² Er erklärt sich den „Hype um „Die Schlafwandler“ daraus, dass er uns Deutsche von der Verantwortlichkeit für den Ausbruch des Ersten Weltkrieges freispricht.“³

Im Ausland ist das Buch von Christopher Clark weniger begeistert aufgenommen worden, auch in Großbritannien, wo Clark an der University of Cambridge lehrt, ist es nicht so verbreitet zur Kenntnis genommen worden wie in Deutschland.

1 Süddeutsche Zeitung: <http://www.sueddeutsche.de/politik/beginn-des-ersten-weltkriegs-verspaetete-plaene-fuer-das-gedenkjahr-1.1904202>; Bundesregierung, Drucksache 18/339, <http://dipbt.bundestag.de/doc/btd/18/003/1800339.pdf>.

2 Krumeich, Gerd: Rede bei der Diskussionsveranstaltung zum Ersten Weltkrieg im Deutschen Historischen Museum, 14.03.2014, S.1, zitiert nach http://www.auswaertiges-amt.de/cae/servlet/contentblob/672962/publicationFile/190869/140314_Rede-Krumeich.pdf (Stand 28.4.2014).

3 Ebd.

Die Frage, ob Deutschland die Hauptschuld am Ersten Weltkrieg trägt oder andere Staaten auch eine Mit-Verantwortung für den Krieg tragen, ist für mich nicht das Wesentliche im Gedenkjahr 2014. Vielmehr frage ich mich: Was können wir als Gesellschaft und als Kirche aus dem 1. Weltkrieg lernen?

Ich werde mich im Folgenden auf die Rolle der Kirche und der Theologie sowie die Friedensstimmen fokussieren. Mit dem Abstand von nun 100 Jahren können wir manches klarer sehen als es damals möglich war. Nicht zuletzt daher können wir aus dem Ersten Weltkrieg für unser heutiges Handeln lernen.

Der deutsche Nationalismus zu Anfang des 20. Jahrhunderts wurde insbesondere vom Bürgertum getragen und ausgestaltet. Es gab eine enge Verbindung von Protestantismus und Nationalismus. Der deutsch-französische Krieg 1870/71 war „der Anfang der politischen Hoftheologie, die künftig Deutschum, Monarchie und reformatorisches Christentum in einem Atemzug nannte und zum Idealbild der deutschen Einheit erklärte.“⁴

Der Nationalismus ging mit einer Abwertung der anderen Nationen einher – wodurch wiederum der Krieg als Instrument durchaus als vernünftiges Mittel zur Durchsetzung der eigenen Interessen angesehen werden konnte. In den Worten des Theologen Reinhold Seeberg in seinem Grundriss der theologischen Ethik aus dem Jahr 1911 konnte die Argumentation unter dem Titel „Die internationale Beziehung der Staaten untereinander“ so aussehen: „Die Notwendigkeit des Krieges ist darin begründet, dass die geschichtlich erworbene Geltung und Stellung der Staaten keine konstante sein kann, sondern durch Schwächung oder Steigerung der nationalen Kraft sich ändert [...]. Der Starkgewordene braucht mehr Raum in der Welt als einst und er kann ihn nur gewinnen auf Kosten derer, die einst stärker als er waren [...]. Der Krieg ist das Mittel, durch das eine Nation einer anderen gegenüber die internationale Stellung erwirbt, die ihr vermöge ihrer Kraft faktisch zukommt.“⁵

Die Verankerung des Nationalismus im deutschen Bürgertum wie im deutschen Protestantismus gleichermaßen zeigt sich in dem Aufruf der 93 Gelehrten „An die Kulturwelt“ im Oktober 1914. Dieser wurde auch von den Theologieprofessoren Adolf Deißmann, Adolf von Harnack, Wilhelm Herrmann und Friedrich Naumann unterzeichnet. In dem Text wurde Deutschlands Schuld am Krieg bestritten und der deutsche Militarismus verteidigt.⁶

Martin Greschat beschreibt in seiner Studie zum Christentum im 1. Weltkrieg, dass die Geistlichen aller großen Konfessionen des Westens materiell wie moralisch die Kriegsanstrengungen ihres Landes unterstützten. „Mit Inbrunst begriffen sich die Kirchen und die große Mehrheit der Christen in sämtlichen kriegführenden Staaten nicht nur als Verteidiger ihres Vaterlandes, sondern der Kultur und des Christentums insgesamt. Und mit enormer Selbstverständlichkeit sahen sie dabei Gott als Kombattanten, als den

4 Tilgner, Wolfgang: Volk, Nation und Vaterland im protestantischen Denken zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus (ca. 1870-1933), in: Horst Zilleßen (Hg.), Volk-Nation-Vaterland. Der deutsche Protestantismus und der Nationalismus, Gütersloh 1970, 138.

5 Zitiert nach Bredendiek, Walter: Kirche von „links“ und von „unten“. Studien zur Kirchengeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts unter sozialhistorischer Perspektive, 38. http://www.hans-otto-bredendiek.de/Buch/Bredendiek/Kirchengeschichte%20links_unten_Walter%20Bredendiek.pdf.

6 Der Text ist im Internet zu finden unter <http://www.nernst.de/kulturwelt.htm>.

Mitstreiter im eigenen Lager. Aus der Friedensbotschaft des Evangeliums und der universalen göttlichen Liebe wurde die Verkündigung eines brutalen nationalen Götzen.⁷ Der Beginn des Krieges wurde durch die evangelische Kirche von einem bundesweiten Betgottesdienst begleitet, in dem ein Erlass des Kaisers verlesen wurde, in dem dieser unter anderem dazu aufrief, die Waffen zu segnen.

Der Wunsch nach nationaler Einheit und Geschlossenheit der Deutschen war Anfang des 20. Jahrhunderts durch soziale und mentale Unterschiede in der Bevölkerung instabil. Als der Krieg ausbrach, wurden diese Unterschiede durch die Bereitschaft zur Verteidigung des Vaterlands überlagert. Nach Martin Greschat war der Kriegsausbruch ein „großes, national zusammenschweißendes Befreiungserlebnis“.⁸

Auch für die Kirchen war der Kriegsausbruch so etwas wie eine Befreiung. Vor Kriegsbeginn gab es eine große Kirchenausstrittsbewegung in Deutschland. In den Jahren 1910 bis 1913 sind in Deutschland etwas mehr als 60 000 Menschen aus der Kirche ausgetreten, die Kirche verlor an Einfluss und ihr Wirkkreis beschränkte sich zunehmend auf das konservativ mittelständische Kleinbürgertum.⁹

Mit Ausbruch des Krieges kamen die Menschen wieder in die Kirche. Die Kirchen deuteten das als Erfolg ihrer Arbeit der vergangenen Jahre und folgerten daraus eine Fortsetzung der engen Verbindung von Kirche und Staat.

Mit dem 100-jährigen Abstand zum Ersten Weltkrieg wird deutlich: Die Kirche und die Theologie haben sich die herrschende Meinung zu sehr zu Eigen gemacht. Und sie haben sich verführen lassen – von der Sehnsucht nach Bedeutung, von dem Gefühl, gebraucht zu werden und von der Kooperation mit der Macht.

Die Situation der Kirche heute ist eine ganz andere. Ich möchte Theologie und Praxis der Kirche heute nicht mit derjenigen des Ersten Weltkriegs gleichsetzen, alle haben wir aus der Geschichte gelernt.

Dennoch sehe ich auch heute Versuchungen für unsere Kirche. Wir sind verführbar, wenn wir als Kirche mit den Mächtigen gemeinsame Sache machen dürfen. Wir sind verführbar, wenn Politik und Bevölkerung uns brauchen, und auch wir wünschen uns mehr Einfluss der Kirche und mehr Mitglieder, Taufen statt Kirchenausstritte.

Ich bin kein Traditionalist, der Neuerungen in der Kirche aus Prinzip ablehnt. Ich sehe nichts Schlechtes darin, dem Zeitgeist als Kirche zu entsprechen, es geht auch gar nicht anders. Jedoch denke ich, dass wir als Kirche die Aufgabe haben, immer wieder sehr genau zu reflektieren, was wir tun und wem wir damit gerecht werden wollen.

Theologie wird immer in ihren Lebenskontexten entwickelt. Dabei ist der Einfluss der gesellschaftlichen Situation und Meinung auf die Theologie nicht vermeidbar. Die Beeinflussung der Theologie durch den deutschen Nationalismus vor und während des Ersten Weltkriegs ebenso wie die theologische und ethische Überhöhung und Untermauerung des Deutschtums hatte jedoch jegliche kritische Selbständigkeit verloren.

Es ist wesentlich für Kirche und Theologie, dass sie ihre eigenen Denkmuster kritisch reflektiert, die zugrundeliegenden Annahmen transparent macht und eigenständig

7 Greschat, Martin: Der erste Weltkrieg und die Christenheit. Ein globaler Überblick, Stuttgart 2014, 13.

8 Ebd., 15.

9 Weissinger, Johannes: Vortrag bei der gemeinsamen Mitgliederversammlung von EAK und AGDF am 27.09.2013.

bleibt. Nur so können wir uns als Kirche vor aufkommenden Versuchungen unserer Zeit schützen.

Im Jahr 2014 erinnern wir nicht nur an den Beginn des Ersten Weltkrieges, sondern auch an den Beginn des Zweiten Weltkrieges vor 75 Jahren und der Barmer Theologischen Erklärung vor 80 Jahren. Diese Verbindung der Ereignisse und Daten mahnt uns in deutlicher Weise, jeder Form eines falschen Nationalismus entgegenzuwirken und uns mit der III. Barmer These als Kirche nicht den jeweiligen politischen Strömungen zu unterwerfen, sondern uns im Glauben an den einen Herrn Jesus Christus kritisch mit den Verhältnissen auseinanderzusetzen.

Es gab vor und während des Ersten Weltkrieges in und außerhalb der Kirche Personen, die trotz der engen Verbindung von Kirche und Nationalismus für den Frieden geworben haben. Es waren Menschen, die sich nicht haben verführen lassen, sondern deutliche Worte gefunden haben für Freundschaft unter den Völkern, die nach Lösungen aus den Feindschaften im Krieg gesucht haben und die sich ganz konkret für den Frieden eingesetzt haben.

Eine gewichtige Forderung in der christlichen wie nichtchristlichen Friedensarbeit ist der Aufbau eines internationalen Rechts. So heißt es in einem Kriegsflugblatt der Deutschen Friedensgesellschaft: „[...] dieser Krieg ist eine Bestätigung dessen, was wir Pazifisten immer gesagt haben: daß der Friede ohne Sicherung des Rechts und ohne eine tiefgreifende Umwandlung in der Gesinnung der Völker nicht gewahrt werden könne“.¹⁰ Auch aus Sicht des Papstes war Frieden dauerhaft nur möglich, wenn dem Recht Geltung verschafft und wenn eine internationale Schiedsgerichtsbarkeit anerkannt würde.

Eine ebenso prominente Forderung der Friedensbewegung war die nach Abrüstung. So wurde auf dem Internationalen Friedenskongress in Den Haag im April 1915 in das verabschiedete „Mindestprogramm“ aufgenommen: „Die Staaten sollen eine Verminderung der Rüstungen vereinbaren. Um die Herabsetzung der Bewaffnung zur See zu erleichtern, soll das Beuterecht abgeschafft und die Freiheit der Meere gesichert werden.“¹¹

Im Oktober 1917 haben sich fünf Berliner Friedenpfarrer stark gemacht für die Abschaffung von Krieg als Mittel der politischen Auseinandersetzung. Sie schreiben: „Wir fühlen angesichts dieses fürchterlichen Krieges die Gewissenspflicht, im Namen des Christentums fortan mit aller Entschiedenheit dahin zu streben, daß der Krieg als Mittel der Auseinandersetzung unter den Völkern aus der Welt verschwindet.“¹²

Es gab auch konkrete Hilfestellungen der Christen verschiedener Staaten untereinander. So haben der Quäker Henry Hodgkin und der deutsche Pfarrer Friedrich Sigmund-Schultze am Rande der kirchlichen Weltfriedenskonferenz im August in Kon-

10 Viertes Kriegsflugblatt der Deutschen Friedensgesellschaft (undatiert), zitiert nach Karheinz Lipp / Reinhold Lütgemeier-Davin / Holger Nehring (Hg.): Frieden und Friedensbewegungen in Deutschland 1892-1992. Reihe Krieg und Frieden. Beiträge zur historischen Friedensforschung, Band 16, Essen 2010, 100.

11 Aufruf und Mindestprogramm der internationalen Friedenskonferenz in Den Haag 1915, zitiert nach ebd. 103.

12 Aufruf von fünf evangelischen Friedenspfarrern aus Berlin für einen Verständigungsfrieden aus Anlass des 400-jährigen Jubiläums der Reformation, zitiert nach ebd. 92.

stanz eine Vereinbarung zur gegenseitigen Hilfe von Zivilisten und Kriegsgefangenen getroffen. Für die Hilfe der britischen Kriegsgefangenen wurde Friedrich Siegmund-Schultze später zum Tode verurteilt und das Urteil wurde nur aufgrund guter Beziehungen aufgehoben.

Entgegen der Propaganda und der herrschenden Meinung waren manche Deutsche gar nicht so sehr von der allgemeinen Kriegsbegeisterung erfasst, wie es scheint. So schreibt zum Beispiel die Schriftstellerin Thea Sternheim am 19.8.1914 in ihr Tagebuch: „Ich bete mit den Kindern vor dem Schlafengehen das Vaterunser. [...] Ob Deutscher, Franzose, Russe, Engländer – unser aller Vater. „Dein Wille geschehe“. [...] Dies ist aber meine flehentlichste Bitte: Erlöse uns von dem Übel. Amen.“¹³

So viele Bitten um Frieden es gegeben hat, so viele Aufrufe von Pfarrern bis hin zum Friedensruf des Papstes – sie wurden von der herrschenden Klasse in Politik und Kirche nicht gehört, nicht ernst genommen, lautstark abgelehnt oder umgedeutet.

Was lernen wir aus dem allen? Viel haben wir schon gelernt: Europa, wie wir es heute haben, ist stark und gegenüber Krisen wie im Ersten Weltkrieg besser aufgestellt. Als Kirchen sind wir selbstkritischer geworden und offener für die Stimmen aus der Ökumene und der kirchlichen Weltgemeinschaft.

Dennoch gibt es aus meiner Sicht als Friedensbeauftragter des Rates der EKD noch einiges zu tun und ich möchte ein paar konkrete Beispiele nennen.

Im Vorfeld der Europawahl gab es Vorbehalte gegenüber der Europäischen Union bei vielen Menschen in der deutschen Gesellschaft. Die nationalen Stimmen sind deutlich zu hören und ebenso gibt es ein großes Desinteresse der Deutschen an der Europäischen Politik. In manchen Bundesländern fanden zeitgleich mit der Europawahl Kommunalwahlen statt und es ist m.E. bezeichnend, dass die Wahlplakate für die Kommunalwahlen deutlich sichtbarer waren als die für die Europawahl. Als Gesellschaft und als Kirche bleibt es daher umso wichtiger, uns für ein starkes Europa einzusetzen, für ein Europa, das eine gemeinsame Außen- und Sicherheitspolitik entwickelt und für ein Europa, das sich auf eine gemeinsame Flüchtlings- und Asylpolitik verständigt und nicht bei menschenverachtenden Vereinbarungen wie sie in „Dublin II“ getroffen wurden, stehen bleibt.

Wir brauchen weiterhin starkes Engagement für Völkerverständigung und internationalen Austausch, auch in den Kirchen. Die Missionsgesellschaften, der ökumenische Austausch oder der internationale Freiwilligendienst haben dies im Fokus ihrer Arbeit. Diese gilt es auch in Zeiten knapper werdender Kassen zu stärken. Wir können voneinander nur profitieren. Darüber sind sich die Kirchen heute glücklicherweise einig; schon Anfang des 20. Jahrhunderts gehörten die Missionsgesellschaften zu den Kritikern des Krieges wie übrigens auch die Theologen, die sich für den internationalen Austausch der Kirchen eingesetzt haben – wie Friedrich Siegmund-Schultze, der gemeinsam mit dem britischen Quäker Josef Allan Baker die kirchliche Weltfriedenskonferenz in Konstanz im August 1914 organisierte.

Wir haben in Deutschland gute theologische Fakultäten. Als Kirche haben wir dafür zu sorgen, dass es auch weiterhin eine eigenständige und unabhängige theologische

¹³ Thea Sternheim: Tagebuch – Eintrag vom 19.8.2014, zitiert nach: Zeit spezial Nr. 8, Februar 2014, Deutschland 1914. Als der Krieg begann. Das Schicksalsjahr, erzählt in 25 Porträts, 4.

Forschung gibt. Eine zu enge Verbindung mit den Interessen von Geldgebern muss vermieden werden, um eine Verflechtung der Theologie mit den Interessen Außenstehender zu verhindern. Wir haben die Diskussion über die Finanzierung von Forschungsbereichen und Professuren aus Mitteln des Militärs oder privater Firmen bisher nicht im Bereich der Theologie. Die Kirche sollte aus der zu engen Verbindung zwischen Theologie und Politik Anfang des 20. Jahrhunderts lernen, dass sie hier wachsam ist und möglichen Verführungen, durch externe Mittel die eigene Forschung zu finanzieren, widersteht.

Friedensstimmen haben schon vor und während des Ersten Weltkriegs den Militarismus des Kaiserreichs kritisiert und für Abrüstung geworben. Diese Forderung ist auch heute hoch aktuell. Nach wie vor sind die Beschlüsse zur internationalen nuklearen Abrüstung nicht vollständig umgesetzt. Die Bemühungen darum müssen mit aller Anstrengung fortgeführt werden. Als Kirche ist es unsere Aufgabe, dies bei unserer Regierung immer wieder einzufordern.

Deutschland trägt außerdem indirekt dazu bei, dass andere Staaten sich aufrüsten. Hier braucht es dringend einen restriktiveren Umgang in der Genehmigungspraxis von Rüstungsexporten, ein grundsätzliches Verbot des Exports von Kleinwaffen in Drittstaaten und in Konsequenz daraus ein Konzept zur Konversion deutscher Rüstungsproduktionsstätten. Die Kirche ist hier in der Verantwortung, ihre Position von jeder Parteipolitik unabhängig an die Regierung heranzutragen.

Mir ist in dem Zusammenhang auch wichtig, dass wir als Kirche der gegenwärtigen Praxis, Minderjährige mit Informationspost der Bundeswehr anzuschreiben, widersprechen. Daher habe ich auch eine entsprechende Initiative der Evangelischen Arbeitsgemeinschaft für Kriegsdienstverweigerung und Frieden (EAK) bzgl. der Adressweitergabe Minderjähriger an das Karrierecenter der Bundeswehr durch die Einwohnermeldeämter unterstützt. Ebenso darf aus meiner Sicht nicht gegenüber Minderjährigen für den Dienst an der Waffe geworben werden. Das Ziel, in der Bundeswehr die Bandbreite der Gesellschaft abgebildet zu haben, darf hier nicht über das Ziel der freien Entwicklung der Kinder gestellt werden.

Seit der Münchener Sicherheits- und Verteidigungskonferenz Anfang 2014 werden in Deutschland zunehmend Stimmen laut, die sich für mehr Verantwortung Deutschlands aussprechen. Ich warne davor, diese Verantwortung als Begründung für mehr Auslandseinsätze der Bundeswehr misszuverstehen. Hier ist es die klare Aufgabe der Kirche, dem schnellen Ruf nach Militär als Mittel der Politik zu widersprechen. Militärische Einsätze müssen die ultima ratio bleiben. So hat es auch die Friedensdenkschrift der EKD aus dem Jahr 2007 deutlich formuliert. Um es mit den Worten des Historikers Gerd Krumeich zu sagen: „So lehrt uns die Geschichte des Juli 1914, dass man keine Kriege, keine militärischen Interventionen zu politischen Zwecken planen kann ohne zu berücksichtigen, dass der Krieg sich immer anders entwickeln wird als man es erwartet hatte.“¹⁴

Und so bin ich dankbar für Töne aus der Deutschen Politik wie die des Außenministers Frank Walter Steinmeier, der als Konsequenz des Ersten Weltkriegs sagt: „[...] so sehen wir im Rückblick auf 1914 doch vor allem eins: Was nämlich passiert, wenn

14 Krumeich, Gerd: Rede vom 14.03.2014 (s. Anm. 2)

Diplomatie versagt, wenn Gespräche nicht gesucht werden, wenn nationale Eifersüchteleien, militärisches Großmachtgetue und Unbesonnenheit die Oberhand gewinnen. [...] Es macht eben doch einen Unterschied, ob wir gute oder schlechte Diplomatie betreiben, genug davon oder zu wenig. Ob wir uns um Dialog bemühen, oder den Gesprächsfaden vorschnell abreißen lassen. Ob wir uns treiben lassen vom Willen zur Eskalation, mit der Hoffnung auf kurzfristige Positionsverbesserungen – oder ob wir den mühsamen Weg der Deeskalation beschreiten. [...] Es ist an uns, Diplomatie nicht zu unterschätzen, sondern dafür zu sorgen, dass sie ihr friedenserhaltendes oder gar friedensstiftendes Potential zur Entfaltung bringen kann.“¹⁵

Diplomatie zu stärken, Mittel der zivilen Konfliktbearbeitung auszubauen und das Militär nur in äußersten Ausnahmesituationen einzusetzen, das ist die logische Konsequenz aus den Lehren des Ersten Weltkriegs. Denn, um es mit den Worten aus einer Friedens-Predigt Walther Nithack-Stahns vom 2. August 1914 zu sagen: „Und noch immer bin ich des Glaubens – trotz Spottes und Widerspruchs: Gott will nicht, dass seine Menschen einander vernichten, sondern daß sie auf dieser Erde mit vereinter Kraft wirken in Gerechtigkeit und Gesittung. Jeder Krieg ist Bruderzwist, alles da vergossene Blut ist Bruderblut. Wir wären nicht wert, uns mit dem Christennamen zu schmücken, wenn wir anders dächten.“¹⁶

15 Steinmeier, Frank-Walter: „Julikrise 1914 – schlafwandelnde Diplomaten?“ – Rede von Außenminister Steinmeier bei der Diskussionsveranstaltung zum Ersten Weltkrieg im Deutschen Historischen Museum, Quelle: http://www.auswaertiges-amt.de/DE/Infoservice/Presse/Reden/2014/140313-BM_DHM.html.

16 Nithack-Stahn, Walther: Predigt vom 2. August 1914, in: Kriegsandachten, Halle (Saale) 1914, 3f.; zitiert nach: Karlheinz Lipp: Berliner Friedenspfarrer und der Erste Weltkrieg, Freiburg 2013, 120.

„Aber der Erste Weltkrieg beschäftigt uns ein Jahrhundert nach seinem Beginn...“ (E. Conze)

Praktisch-theologische Erwägungen

HELMUT WÖLLENSTEIN

1. 2014 – ein besonderes Gedenkjahr

Das Jahr 2014 erinnert an die großen Umbrüche der europäischen Geschichte: Am 1. September vor 75 Jahren: Beginn des Zweiten Weltkriegs, am 9. November vor 25 Jahren: Fall der Berliner Mauer und am 1. August 1914: Beginn des Ersten Weltkriegs. Während von den beiden zuerst genannten Ereignissen Zeitzeugen berichten können, wird der Erste Weltkrieg allein zum Thema öffentlicher Veranstaltungen und medialer Erinnerung. Die Fülle von Büchern, Zeitschriften, visuellen und elektronischen Veröffentlichungen ist weder zu übersehen noch überschaubar. Das digitale Archiv „Europeana 1914-1918“ bietet 90 000 private Dokumente und Erinnerungsstücke aus 12 europäischen Ländern, dazu 400 000 Dokumente aus zehn Nationalbibliotheken und 660 Stunden Filmmaterial. Es entsteht der Eindruck, als wolle man durch diese monumentale Fülle das kaum darstellbare Ausmaß des Grauens der *Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts* bannen: 20 Millionen Menschen starben, darunter 4,2 Millionen Deutsche, noch mehr wurden schwer verletzt, verwaist oder verwitwet. Im Grunde gab es in den betroffenen Ländern keine Familie, die nicht einen Toten zu beklagen hatte. Und damit nicht genug: Die neuere Forschung sieht den Zweiten Weltkrieg in unmittelbarem kausalem Zusammenhang mit dem Ersten, man spricht von einem „Dreißigjährigen Krieg“ 1914-1945. Die Folgen reichen über die großen wirtschaftlichen, sozialen und politischen Turbulenzen des 20. Jahrhunderts und ihre Auswirkungen auf die Gestalt des Kontinents bis in die Krisen der Gegenwart.

Dem außergewöhnlichen Anlass kann in den Kirchengemeinden oder Kirchenkreisen mit besonderen Gedenkveranstaltungen begegnet werden, die einmalig oder auch mehrfach im Laufe dieses Jahres stattfinden können. Dabei ist es die wesentliche Aufgabe der Kirche, die Kräfte zur Verantwortung für den Frieden zu stärken. Sie gründet in der Botschaft des Alten und Neuen Testaments. Dem Bibeltext sollte in den Ansprachen ein eigenes Gewicht zukommen. Predigerin und Prediger müssen sich jedoch im Klaren sein über den Ort, von dem aus sie sprechen und an wen sie ihre Rede richten. Das neue Volk Gottes, die Ekklesia, ist aus allen Völkern herausgerufen und zugleich weltweit in der Ökumene verbunden. Gleichwohl hat die Aufgabe der Kirche ihren Fokus darin, öffentliche Orientierung in einem konkreten Gemeinwesen zu geben, wie die These V der Barmer Theologischen Erklärung vor 80 Jahren lautet: „Sie erinnert an Gottes Reich, an Gottes Gebot und Gerechtigkeit und damit an die Verantwortung der Regierenden und der Regierten“. Kirche ist kritisch und tolerant am reflektierten

Diskurs in einer Demokratie beteiligt. Sie wird sich eindeutig positionieren für gewaltfreie Lösungen, für Menschenrechte, Toleranz und Gerechtigkeit in internationalen Beziehungen. Dies aber nicht im Gestus fundamentalistischer Rechthaberei, sondern mit der selbstkritischen Einsicht, dass in Grenzfällen international abgestimmtes militärisches Eingreifen die geringere Schuld sein kann.

2. Termine, Zeiten, Anlässe

Für ein Gedenken kommen zuerst die Daten des Kriegseintritts der verschiedenen Nationen in Frage: 1. August: Mobilmachung Deutschlands, deutsche Kriegserklärung an Russland; 3. August: deutsche Kriegserklärung an Frankreich, Einmarsch in Belgien. Dass die Tage in diesem Jahr womöglich in die Sommerferien fallen, sollte nicht daran hindern, zumindest den Gottesdienst am 3. August entsprechend thematisch auszurichten.

Andere Möglichkeiten:

- 28. Juni: tödliches Attentat auf das Thronfolgerehepaar Erzherzog Franz-Ferdinand und Sophie von Österreich-Ungarn in Sarajevo als Auslöser (hier ist der Zeitplan der Fußball-WM zu beachten)
- 16. November: Volkstrauertag
- 9.-19. November: Ökumenische Friedensdekade

3. Formen und Formate

Grundform ist der Gottesdienst. Er kann der üblichen Ordnung folgen. Dabei können Bitttruf und Lobpreis wiederholt oder erweitert werden. Zur Fürbitte eignet sich besonders die kleinteilig prägnante Form der Litanei, sie sollte aktuelle Bezüge zu Krieg und Frieden aufweisen.

Ebenso ist eine Ausrichtung als Bitt- und Bußgottesdienst denkbar; oder auch eine freie Form: Biblische und lyrische Texte, Musik, Gebete, thematische Teile (Zitate aus örtlichen Chroniken, Briefe) und die Ansprache mit einem klaren biblischen Bezug werden miteinander verknüpft. Zuschnitt, Spannungsbogen und vor allem die Beschränkung angesichts der inhaltlichen Fülle sind hier die Kunst.

Die Gedenkfeier geschieht in der Regel in der gesellschaftlichen Öffentlichkeit unter Mitwirkung verschiedener Beteiligter. Oft ist nur ein Wortbeitrag der Kirche gefragt, kurz und prägnant, ein Gedanke oder ein Bild. Wo jährlich Gedenkfeiern stattfinden, sollte man in diesem Jahr auf eine Unterbrechung der Routine achten: Können andere Personen beteiligt werden? Was sind die musikalischen Alternativen? Welche Rolle spielt das Schweigen? Gibt es eine Gestaltung mit Symbolen?

Sehr wertvoll sind die Anregungen von Wilhelm Hammann (s. S. 35-38), sich selbst auf den Weg zu machen, das örtliche Mahnmal oder die Ehrentafel sorgfältig zu erschließen, allein oder mit Gruppen aus der Gemeinde. Ebenso kann die Umsetzung in der Gedenkfeier viele Formen annehmen: Welches Gegenbild würde man heute dem Denkmal gegenüberstellen? Welches Bibelwort kontrastiert die Botschaft des Denk-

mals oder führt sie weiter auf dem Weg zur Friedensverantwortung heute? Wie klingt es, wenn man neben der Botschaft des Denkmals die (zustimmende oder kritische) Stimme von Zeitzeugen laut werden lässt?

Die Musik will bei allen Formen gut bedacht sein, sie ist atmosphärisch prägend. Bei Auswahl und Präsentation von Medien ist zu bedenken, in welche Qualitätskonkurrenz man sich begibt.

Der Vorteil öffentlicher Gedenkfeiern ist ihr „live“-Charakter. Der sollte genutzt werden: Beteiligung, Einbeziehung des Raumes, Verwendung von Symbolen (Kerzen anzünden, vor die Tafel mit den Namen treten, Mohnblumen stecken – in England und englischsprachigen Ländern begeht man zum Gedenken am 11. November den Poppy-Day, poppy = Mohn, Zeichen der blutgetränkten Schlachtfelder).

Über eine pointierte Gedenkfeier hinaus sind kulturelle und gemeindepädagogische Formate in großer Vielfalt denkbar: Vorträge, Ausstellungen (kleine private Erinnerungsstücke aus den Familien), Gesprächsrunden über persönliche Betroffenheit, Konzerte, Lesungen, Theaterstücke. Und vor allem: Ein Workshop zum gewaltfreien Handeln – ein lehrreiches Planspiel mit Konfirmanden, Jugendlichen, Erwachsenen – der Initiative „gewaltfrei Handeln e.V.“ (siehe www.gewaltfreihandeln.org).

4. Orte

Nach der Kirche wird es der Platz am Mahn- oder Ehrenmal sein, der am häufigsten in Frage kommt. Besonders in größeren Orten lohnt sich ein Blick in die örtliche Chronik, um weitere, vielleicht bisher nicht beachtete authentische Erinnerungsorte auszumachen, die im Kontext des Ersten Weltkriegs oder in der Zeit danach eine Rolle gespielt haben: Der Platz, auf dem sich die Soldaten bei der Mobilmachung versammelt haben, ihr Weg durch die Stadt, das Bahngleis auf dem sie abgefahren sind, eine ehemalige Kaserne, ein Lazarett, ein Friedhofsteil, besondere Gräber, die „Friedenslinde“ von 1871 oder die „Luthereiche“ von 1917. Manchmal gibt es in der Kirche noch den Platz der fehlenden Glocke, die „gespendet“ wurde, den gusseisernen Ersatz für die ehemalige Bronzeglocke oder die neue Glocke, die die Lücke scheinbar reibungslos schließt. Die Geschichte der Glocken einer Gemeinde wäre womöglich eine eigene Betrachtung und ihre akustische Einbeziehung eine eigene Gedenkfeier wert: Wozu haben diese Glocken geläutet im Kontext von Krieg und Frieden?! Ähnlich ist es mit Orgelpfeifen aus Weißblech, die zinn- oder bleilegierten Pfeifen waren oft eingesammelt und zu Munition umgegossen worden. Hier kann punktuell ein Gedenken stattfinden, es kann sich eine Reihe von pointierten Ortsterminen ergeben – oder auch ein Rundgang. So entsteht eine topographische Chronik. Geschichtskundige Personen können jeweils etwas zum Ort beitragen: Von kirchlicher Seite erfolgt vielleicht ein Gebet, eine kurze Lesung, ein treffendes Zitat.

5. Zusammenarbeit

Dazu kann es insgesamt nur eine Empfehlung geben: Je breiter die aktive Beteiligung umso besser. Der Eindruck während der Vorbereitung einer Arbeitshilfe zum Gedenken an den Beginn des Ersten Weltkrieges war im März 2014, dass das Weltkriegsgedenken zwar mediale Aufmerksamkeit erfährt, aber in örtlichen Veranstaltungskalendern kaum eine Rolle spielt. Hier kann die Kirchengemeinde den Anstoß geben. Gewiss ist die Ferienzeit Anfang August ein Hindernis. Eine Alternative könnte in der Friedensdekade im November gesetzt werden. Die Zusammenarbeit mit Kommunen, Schulen, Politikern, Historikern, Friedensinitiativen aber auch mit der Bundeswehr ermöglicht echte Dialoge und entlastet davon, die inhaltliche Breite selbst verantworten zu müssen. Zahlreiche Vereine sind ohnehin alljährlich beteiligt. Hier sind klare Abgrenzungen gegenüber rechtsextremen oder militaristischen Kräften zu bedenken. Besondere Akzente könnten darin liegen, ein pädagogisches Projekt in Zusammenarbeit mit Schulklassen zu initiieren. Konsequenz sollten ökumenische Partner gefragt werden. Ein Höhepunkt wäre sicher die Beteiligung von Delegationen aus europäischen Partnergemeinden: Ein Gottesdienst in mehreren Sprachen mit anschließendem Friedensmahl.

6. Aspekte kirchlicher Gedenkfeiern

Das Profil kirchlichen Gedenkens kann sich unabhängig von den Terminen am Modell des Volkstrauertags orientieren. Platziert in den stillen Wochen am Ende des Kirchenjahres, in zeitlicher und inhaltlicher Nähe zum Buß- und Bettag und vielerorts eingebunden in die Friedensdekade dient er in der evangelischen Kirche seit Jahrzehnten auch in seiner öffentlichen Dimension dem Ausdruck privater und kollektiver Trauer, der selbstkritischen Reflexion, der Orientierung zur Umkehr und der eindeutigen Erklärung zur Verantwortung für den Frieden. Das Proprium des „vorletzten Sonntags im Kirchenjahr“ bewegt sich im Themenfeld „jüngstes Gericht und Bewährung in Bedrängnissen“.

Vor einigen Jahrzehnten nahm bei den Gedenkfeiern immer noch eine stets kleiner werdende Gruppe direkt Betroffener und Angehöriger (Kriegsveteranen, Verletzte, Witwen, Geschwister, Kinder) an den Gedenkfeiern teil. Heute sind es nur noch ausnahmsweise hochbetagte Kinder von Teilnehmenden des Ersten Weltkriegs. Doch viele kennen Zeitzeugen persönlich, haben ihre Berichte im Ohr und ihr Bild vor Augen. „Zeitzeugen zweiten Grades“ nehmen an den Feiern teil. Damit wird das Erinnern an die Trauer ein Teil der Trauer sein.

Im Kontrast zu dem massenhaften quasi industriellen Töten im Krieg, das die Einzelnen zu Menschenmaterial herabwürdigte, in bewusster Absetzung zur Anonymisierung der Toten im Meer der Grabkreuze auf den großen Soldatenfriedhöfen und anders als in der kollektivierenden Vereinnahmung für einen „Burgfrieden der Trauernden“ in der Weimarer Republik oder als „Blutreliquie“ im Nationalsozialismus soll heute jede und jeder Einzelne Tote in ihrer und seiner Würde, in ihrem und seinem Leid und in dem Verlust für die Familie ermessen werden. Das kann exemplarisch ge-

schehen im Aufzeigen von Einzelschicksalen. Es wird deutlich im Verlesen der Namen von den örtlichen Gedenktafeln. Hierzu können die Familien der Nachkommen eigens eingeladen werden. Womöglich werden sie in die Gestaltung der Feier einbezogen. Dies entspricht der Tendenz aktueller historischer Aufarbeitung und museumspädagogischer Ansätze: Geschichte soll „von unten“ sichtbar werden, aus der Perspektive der Einzelnen und ihres alltäglichen Lebens in größtmöglicher Differenzierung, also auch aus Sicht der Frauen, der Familien, in Tagebuchnotizen, Fotos, Feldpostkarten, Briefen und Erinnerungsstücken.

Mit der Trauer gehen Erschrecken und Entsetzen einher. Eine besondere Herausforderung ist es, das unfassbare Ausmaß des Grauens ohne Effekthascherei deutlich zu machen, seine immer neuen Eskalationsstufen, die irrationale Verbissenheit der Grabenkämpfe, die Versuche sich gegenseitig zu übertrumpfen im Einsatz neuester Technik (Maschinengewehr, Flammenwerfer, Giftgas, Tanks, Flugzeuge, U Boote), die frühen Massaker an der Bevölkerung als Überreaktionen auf zivilen Widerstand. Vielleicht sind hier Zahlen zu nennen, und sei es um zu zeigen, dass Zahlen nicht sagen können, was hier geschah.

Trauer braucht kein Pathos, keine emotional affektierte Inszenierung. Nüchternheit ist am Platz, was nicht Unterkühlung bedeuten muss. Der Trauer kann nur Raum gegeben werden, sie kann benannt und eröffnet aber nicht erzwungen werden.

Die Klage ist eine traditionelle biblische Form der Trauer, in der auch Emotionen ihren Ort haben. Klage kann bedeuten, schlicht dem Schmerz über das Geschehen Ausdruck zu geben. Dies ist auch möglich ohne eine zeitliche oder erfahrungsmäßige Nähe zu den Ereignissen. Klage kann auch bedeuten, sich dem eigenen Versagen zu stellen oder der realen Vorstellung des eigenen Versagens in einer vergleichbaren Situation. Die Klage kann offen bleiben und ohne Adressaten. Sie kann aber auch an die Adresse Gottes gerichtet sein. Klage muss sich nicht in Anklagen oder Schuldzuschreibungen formulieren.

An dieser Stelle sei zur Vorsicht geraten, die „Stimmen der Toten“ zu Gehör zu bringen. Sie wurden von Anfang an in den Gedenkfeiern als Stilmittel von jeder politischen Richtung benutzt. Die Toten wurden beschworen, gehört, ihre Botschaft konstruiert und besonders gewichtet. Wer wollte den Toten widersprechen, den geliebten Toten, die selbst nichts mehr sagen können, die nichts mehr bewirken können, die aber in einem gewissen Sinne ohne Schuld sind, weil sie mit ihrem Tod schon für ihre Schuld gebüßt haben? Ihr stilles oder ausgesprochenes „Vermächtnis“ ist eine der stärksten Wirkkräfte des Totenkults. Kirche sollte darauf verzichten. Die Toten schweigen. Sie dürfen schweigen. Vor ihnen müssen auch keine Gelöbnisse abgelegt werden. Die Konsequenzen gilt es im Gegenüber zu den Lebenden und in Verantwortung vor der zukünftigen Generation zu treffen.

Dem Bekenntnis von Schuld fehlt ohne die Anwesenheit der Betroffenen ein authentisches Subjekt, wie dem Zuspruch von Vergebung das authentische Gegenüber fehlt. An beides kann erinnert werden. Dies soll einfühlsam und solidarisch formuliert werden. Z.B.: „Wir erschrecken, wenn wir daran denken, wie viele Menschen schuldig geworden sind“. Oder: „...angesichts der Schuld und des Versagens (... der Verantwortlichen, der Kirchen...) sind wir erschrocken. Wir fragen uns, hätten wir anders gehandelt? ... hätten wir Widerstand geleistet, hätten wir die Dinge durchschaut?“ Oder: „Wir be-

kennen unsere Schuld, angesichts der Spannungen und Kriege der Gegenwart. Wir beklagen unser Wegsehen, unser geringes Engagement...“ .

Konkrete politische und historisch begründete Aussagen über die Kriegsschuld zu treffen ist eine anspruchsvolle Aufgabe. Deshalb sollte im Kontext kirchlicher Gedenkfeiern mit Schuldzuweisungen Zurückhaltung geübt werden. Vorsicht auch mit der konkreten Unterscheidung von Opfern und Tätern. Die Kausalketten sind lang und kompliziert verstrickt. Großzügige Schuldübernahme für deutsches Handeln perpetuiert dies womöglich gerade im heroischen Gestus deutschen Schuldstolzes. Erst recht sollte darauf verzichtet werden, Stoff für Aufrechnungen und Bilanzen zu liefern.

Das bedeutet nicht zu verschweigen, dass es benennbare Anteile von Schuld und Versagen gibt. Daran sollten jedoch selbstkritisch die Vertreter der gesellschaftlichen Gruppen erinnern, die beteiligt sind: Die Kirche spricht von ihren Versäumnissen, die Schule vom Militarismus im wilhelminischen Bildungssystem, Vertreter der Bundeswehr vom militärischen und Politiker vom politischen Versagen. Der „Männergesangsverein 1897“ könnte sicher problemlos manch erstaunlichen alten Liedtext zitieren oder einschlägige Vereinssymbole präsentieren.

Zur Orientierung, die die Kirche zu geben hat, gehört auch der Hinweis auf die Dankbarkeit für nun bald 70 Jahre Frieden in Mitteleuropa, für die in den Gewaltexzessen kaum für möglich gehaltene Versöhnung, für die Humanisierung der Gesellschaften und ihre stetig voranschreitende Abkehr von Gewalt. Mit dieser Dankbarkeit verbindet sich die besondere Einsicht, dass Deutschland unter großen Anstrengungen und Opfern der Nachbarvölker vom Faschismus befreit wurde. Hieraus entsteht eine besondere Verpflichtung zur Wachsamkeit gegenüber Gewaltherrschaft, Militarismus, Unrecht, Fremdenfeindlichkeit und Antisemitismus im eigenen Land und im Miteinander der Staaten.

Erinnern ist ein Grundbegriff jüdisch-christlicher Theologie. Erinnern ist die Bedingung der Erlösung. Und umgekehrt: Erlösung ist das Ziel der Erinnerung. Das Erinnern trägt sein Ziel nicht in sich selbst. Eine Erinnerung an schreckliche Erfahrungen der Vergangenheit sollte diese nicht mimetisch abbilden oder „realistisch“ wiederholen wollen. Ziel des Gedenkens ist, das Geschehene loslassen, um sich mit offenem Blick nach vorn wenden zu können. Darum ist das Erinnern stets bedroht: Entweder davon, ein leeres Ritual zu werden oder davon, dem Geschehen eine maximale Sinnfülle verleihen zu wollen. Gedenkfeiern sollten nie alles sagen wollen. Sie stellen Fragen, sie leben aus dem Detail, aus dem Fragment, und doch zeigen sie immer mehr als nur eine Seite. Ein heilsames Gedenken provoziert und öffnet der Phantasie den Weg für eine andere Zukunft. Das Gedenken darf seine eigene Unvollkommenheit zum Ausdruck bringen. Gerade darin kommt es zum Ziel: Ein Erinnern, das das Vergessen in sich trägt. Denn wie sollte man sich von einem totalen Krieg anders lösen können als durch ein nicht totales Gedenken?

7. Kirchliches Handeln im Ersten Weltkrieg

Staat und Kirche, Thron und Altar, die vorher schon im preußisch-evangelisch geprägten deutschen Kaiserreich ein Allianz bildeten, rückten im August 1914 wie viele

andere gesellschaftliche Kräfte noch enger zusammen. In seiner Begeisterung für den Krieg als Ausdruck eines religiös durchtränkten Nationalismus entwickelte man ein geradezu missionarisches Sendungsbewusstsein, dieser Herausforderung selbstgewiss zu begegnen. Im Zuge einer mentalen Mobilisierung traten Kirchen, Intellektuelle, Bildungsträger und Lenker der neuen Massenpropaganda zusammen auf gegen „die Mächte des Unglaubens“, gegen Tendenzen der Säkularisierung, der Modernisierung und des Materialismus, die man zum Teil in den Werten und Verfassungen der westlichen Nachbarationen wiederzuerkennen meinte. Man sah sich selbst als auserwählt, diesen gottgewollten Kampf aufzunehmen und die Waffen dafür segnen zu müssen. Die Opfer, die man meinte bringen zu müssen, deutete man als eine „Läuterung im Feuer“ oder als eine „Reinigung in den Blutströmen“. Gleich am 1. August 1914 wurde beispielsweise vom Konsistorium in Cassel im Kirchlichen Amtsblatt angeordnet, dass für die Kriegszeit „in jedem Kirchspiel wöchentlich wenigstens 2 Andachtsstunden im Gotteshaus“ zu halten sind. Am 7. August 1914 wurde vom Kaiser selbst, der sich „Reinen Gewissens über den Ursprung des Krieges [...] der Gerechtigkeit unserer Sache vor Gott gewiss“ zeigte, ein Gebet verfügt, das jeden Sonntag in allen Kirchen gebetet werden sollte: „[...] um Beistand für unser deutsches Vaterland. Segne die gesamte deutsche Kriegsmacht. Führe uns zum Siege.“ Der Berliner Hof- und Domprediger Bruno Doehring hat die Vision, dass Gott dem Kaiser „das Schwert zum Kreuzzug, zum heiligen Krieg in die Hand drückt“. Jedem Zittern und Zagen hält er „die trutzig kühne Antwort, die deutscheste von allen deutschen“ entgegen: „Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt.“

Dementsprechend fielen die Feldgottesdienste und Trauerfeiern während des Krieges aus. Die drei Generalsuperintendenten des Konsistoriums in Cassel hatten zu Kriegsbeginn in einem Hirtenbrief alle Pfarrer zu besonderer Treue und Hingabe aufgerufen: In der Seelsorge an den Soldaten, ihren Familien und auch an den Hinterbliebenen. Es sollten regelmäßig Gedächtnisgottesdienste für die Gefallenen gehalten werden unter Nennung der Namen. Ferner sollten die Gemeindepfarrer geistliche Kriegschroniken führen und Briefe aus den Feldzügen sammeln „bezüglich eines dauernden Gedächtnisses dieser ernsten und großen Zeit.“ Ein Andachtsbuch mit dem Titel „Gott mit uns“ wurde von der Landeskirche Hessen-Cassel für die Soldaten im Feld Mitte August 1914 herausgegeben. Mit dem Zuspruch von Gottes Segen, Schutz und Stärke geht es darin eher erbaulich um den inneren Glauben und die individuelle Bereitschaft, sich ohne Klagen dem Schicksal zu fügen. In den Texten wird recht allgemein um Frieden gebetet ohne konkrete Kriegssituationen zu nennen. Auf eine Rechtfertigung des Krieges und auf eine Verunglimpfung der Feinde wird in dem Büchlein verzichtet. Sein Anliegen ist allgemeiner und persönlicher Trost.

Anders die Tonlage der „Zwölf Feldpredigten“ des Marburger Divisionspfarrers Christian Eisenberg (1915). Sie gleiten wie viele andere kirchliche Äußerungen im Krieg ab in die Funktion einer problematischen, kriegsverherrlichenden Sinnstiftung: Vaterland und Krieg werden in den Predigten Eisenbergs sakralisiert, der Einsatz des Lebens „für die große heilige Sache, für ein mächtiges freies deutsches Vaterland“ gerechtfertigt. Der Tod des Soldaten ist sein Eingang ins ewige Leben. In späteren Jahren, als die erste Begeisterung verflogen ist, konzentrieren sich die Reden auf die Opferthematik: Das Opfer der Soldaten wird dem Opfer Christi gleichgesetzt. Prüfungen auferlegt zu be-

kommen gilt als Auszeichnung. Der Appell zum Durchhalten wird der Klage gegenüber gesetzt. Die friedensstiftenden Aussagen des Neuen Testaments bleiben konsequent ausgeblendet. Hier entspricht der kirchliche Tenor dem der offiziellen deutschen Kriegspropaganda. Auch angesichts immer höherer Zahlen von Toten, wachsender Zweifel an der Sinnhaftigkeit des Krieges und den subtil beginnenden innenpolitischen Konflikten, bleiben die öffentlichen Verlautbarungen der Kirchen staatsreu: Das Konsistorium ruft auf zur Selbstaufopferung bis zum letzten Blutstropfen, zur Einschränkung und zum Verzicht, der bis in die Wertstoffsammlungen in Familien und Gemeinden (Glocken, Orgelpfeifen) reicht und im „Steckrübenwinter“ 1916/17 zum Hungertod führen kann. In all den Niederlagen erkennt man Gottes Gericht, das läutert und zur Umkehr ruft. Selbst noch zum Ende des Krieges predigt man dem Volk Buße, Eingeständnis der Schuld, die aber nicht etwa kollektiv und durch Kriegshandlungen bedingt, sondern individuell und im zu schwachen Glauben zu sehen ist, in Mammonssucht und Unsittlichkeit. Neben den Opfern, die die Bevölkerung gebracht hat, wird ihr damit auch noch die moralische Schuld am verlorenen Krieg angelastet. Die letzten Appelle gelten der Aufrechterhaltung der öffentlichen und staatlichen Ordnung nach persönlichem Gewissen, der Trauer um die Monarchie, einer Annahme des Gerichts. Es wird gewarnt vor dem Murren, dem Aufbegehren und der Kritik an der alten staatlichen Ordnung.

Das Verhalten der Katholiken unterscheidet sich kaum von dem der evangelischen Staatskirche. Zum Teil versuchen katholische Christen den Zweifel, der während des Kulturkampfes an ihrer Staatstreue aufgekommen war, durch besondere Loyalitätserweise zu kompensieren. Ein vergleichbares Bild bieten auch die Kirchen der europäischen Nachbarländer. Man hält sich für auserwählt, die verblendeten, von gottwidrigen Kräften besessenen, kultur- und aufklärungsfeindlichen Deutschen niederzuringen und damit dem Reich Gottes zu dienen. Christlicher Glaube wird jeweils mit der eigenen Nation identifiziert. Dass die Feinde Christen waren, kommt nur selten in den Blick.

Die Hoffnung der kirchlichen Amtsträger, dass die Krisenerfahrung im Volk zu einer Umkehr oder gar zu Erweckung und neuer Kirchlichkeit führen würde, hatte sich zum Kriegsende nicht erfüllt. Man konnte eine stärkere Verbindung der kirchlich Verbundenen beobachten; die Gruppe der Menschen mit einer archaisch-diffusen Religiosität, die im Krieg etwa zu magischen Praktiken neigte (Gebrauch von Amuletten, Wahrsagerei, usw.) fanden sich darin bestärkt. Ebenso sahen sich distanzierte und zweifelnde Menschen nach den schrecklichen Erfahrungen und dem Versagen der Kirche bestätigt, zogen nun aber Konsequenzen, so dass es zu einer ersten großen Austrittswelle kam.

Gedenkkultur in Deutschland. Ein kritischer Rückblick am Beispiel des Volkstrauertags

HELMUT WÖLLENSTEIN

In diesem Jahr kann eine Erinnerung an die Entwicklung kirchlicher Gedenkkultur am Beispiel des Volkstrauertags selbst zum Thema werden. Heute ist es nach den geschichtlichen Erfahrungen weitgehend Konsens in der evangelischen Kirche, sorgfältig darauf zu achten, dass eine gottesdienstliche Beteiligung an politisch geprägten Anlässen nicht als religiöse Überhöhung staatlichen Handelns missverstanden werden kann. In der Weimarer Republik schlug der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge einen Gedenktag für die gefallenen Soldaten vor, dieser wurde ab 1926 regelmäßig als Volkstrauertag am Sonntag Reminiscere mit einer Gedenkstunde im Reichstag und Veranstaltungen im Land begangen. Es sollte eine „ernste Feier, recht tief und fest und feierlich“ sein (Cellesche Zeitung 27.02.1926) und nach Vorstellung des Volksbundes durch eine möglichst einheitliche Erinnerung an die Kriegsleiden das Volk über die Spaltungen in Parteien, Konfessionen und soziale Schichten hinweg zusammenschließen. Dies aber erinnerte an die Rede vom „Burgfrieden“ von 1914 und geriet im Ton häufig republikfeindlich. Kritische Gruppierungen setzten dagegen den Appell zur Friedensbereitschaft und zum Engagement gegen den Krieg. Einig war man sich lediglich über die Notwendigkeit, an die Gefallenen und Opfer des Kriegs zu erinnern. Da aber neben den Inhalten auch die politische Zuständigkeit für die Etablierung eines gesetzlichen Feiertags wie auch die Einbindung der Kirchen strittig blieb, wurde die angestrebte Vereinigung der Bevölkerung verfehlt und der Anlass weitgehend von konservativen und nationalliberalen Kräften wahrgenommen.

Im Nationalsozialismus wurde 1934 ein „Heldengedenktag“ als staatlicher Feiertag auf den 16. März festgelegt und vom Kirchenjahr abgekoppelt. In der Trägerschaft von Partei und Wehrmacht musste die Trauer der Heldenverehrung weichen. Gesten eines düsteren Gedenkens wurden mit triumphalen Siegesdemonstrationen verschmolzen und in einen theatralischen Totenkult umgegossen: Feuerschalen, Lichtdome, Aufmärsche, die Flaggen wurden von halbmast auf vollstock gesetzt. Das Opfer der Toten soll nun einzig der Mahnung und der moralischen Verpflichtung dienen, in gleicher Weise bereit zu sein, sein Leben hinzugeben. Damit erfährt auch ihr Tod rückwirkend eine Sinngebung und wird dem Verdacht möglicher Vergeblichkeit oder der Frage der Schuld entrissen.

Leben und Sterben des Einzelnen erfahren ihre Sinngebung in der höchsten denkbaren Stufe, wenn sie sich ins nationale Kollektiv und sein Überleben einfügen. „Deutschland muss leben, auch wenn wir sterben müssen“ (Inscription des Denkmals am Hamburger Stephansplatz). Die religiösen Hoffnungen auf ein „ewiges Leben“ werden einer säkularen Politreligion und ihrer unmittelbar funktionierenden Rechtfertigungsmechanik dienstbar gemacht.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Tradition des Volkstrauertags wieder aufgenommen. Unter Mitwirkung des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge fand die

erste zentrale Gedenkfeier 1950 im Bundestag in Bonn statt. 1952 verlegte man das Datum in Abgrenzung von der Tradition des Heldengedenktags ans Ende des Kirchenjahres, eine Zeit, in der die nun wieder einbezogenen Kirchen traditionell Themen wie Tod, Zeit, Umkehr und Ewigkeit verorten. Das Gedenken erfuhr eine neue Ausrichtung, weg vom Heldengedenken zum schlichten Gedenken aller Toten. „Den Opfern“ wurden die Denkmäler dieser ersten Zeit gewidmet, oder „Den Toten zum Gedenken“. Über Jahrzehnte hielt sich die klassische Formel des Volksbundes des Gedenkens an die „Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft“. Aus der Verehrung wurde nun Ermahnung, aus triumphalem Totenkult öffentliche Trauer. Vielerorts entstanden Gedenkstätten, es wurden Ehren- und Mahnmale aufgestellt, Namenstafeln neu geschaffen oder erweitert, häufig auf Friedhöfen, in oder in der Nähe von Kirchen. Neben geschichtspolitischen Stellungnahmen von Politikern fanden am Volkstrauertag allorts rituelle Kranzniederlegungen statt. Vereine wirkten mit. Kirche stand für die Themen Trauer, Schuld und Vergebung, Versöhnung und Hoffnung auf Frieden sowie für den Zuspruch von Trost.

Während es in den ersten Nachkriegsjahren offenbar eine große Bereitschaft gab, „Vergangenes vergangen sein zu lassen“ (Konrad Adenauer in seiner ersten Regierungserklärung 1949) und Kriegsverbrecher bereits mit Zustimmung der Alliierten freigesprochen wurden, ging die Aufarbeitung der militaristisch geprägten Vergangenheit Deutschlands mit dem Eichmannprozess 1961 und den Auschwitzprozessen 1963 in eine neue Phase. Die von Mitscherlich konstatierte kollektive „Unfähigkeit zu trauern“ erwies sich eher als eine Verzögerung. Die Trauer und die Bereitschaft, sich der Vergangenheit zu stellen, hatten offenbar Zeit gebraucht – und eine neue Generation. Nach 1968, angesichts des Vietnamkrieges und der immer wieder aufflackernden Ost-Westkonflikte einerseits und der gelingenden Versöhnungsbemühungen – zuerst mit den westlichen Nachbarn, mit Israel, doch immer mehr auch mit den Nachbarn im Osten – andererseits, wandelte sich die Gedenkkultur. Die großen Gedenkstätten entstanden und wurden zunehmend besucht, z.B. Auschwitz, Buchenwald, Dachau. Seit den siebziger Jahren traten vermehrt kleine, lokale Gedenkstätten überall im Land hinzu an „authentischen Orten“ wie Bahnhöfen und Arbeitslagern. Sie bereicherten und veränderten das anfangs sehr allgemeine Totengedenken. Eine breite Bewegung der Selbstreflexion setzte ein und ließ das Gedenken zu einer unverzichtbaren Aufgabe für Bildung, Erziehung und Kulturträger werden. Schulen, Kommunen, Geschichtswerkstätten, aber auch die Kirchen und ihre Jugendarbeit stellten sich dieser Aufgabe. Den massiven Erfahrungen von Zerstörung, Tod, Schuld und Verstrickung entsprang eine pädagogische, kulturelle und mediale Produktivität von enormer Kraft. Hatte bereits in den 20er Jahren der kulturelle Reflex auf den Krieg (mit dem Roman „Im Westen nichts Neues“, mit Bildern von Otto Dix, Max Beckmann oder Frans Masareel) deutliche Kriegs-, Gewalt- und Militärkritischen Impulse in die Bevölkerung gegeben, so erreichte dieses kulturelle Schaffen ab den 70er Jahren ein internationales Millionenpublikum, z.B. mit dem „Tagebuch der Anne Frank“, der TV-Produktion „Holocaust“ oder Spielbergs Film „Schindlers Liste“.

Hervorgewachsen aus der Bekennenden Kirche und in bewusster Auseinandersetzung mit dem Versagen der Evangelischen Kirche im Ersten Weltkrieg und im Dritten Reich wurde 1958 auf der EKD-Synode die „Aktion Sühnezeichen e.V.“ gegründet. Die Ini-

tiative nahm von Anfang an eine kritische Haltung gegenüber der Wiederbewaffnung der BRD, der Einbindung in die Nato und der Beteiligung der Kirche an der Militärseelsorge ein. Man förderte den internationalen Jugendaustausch in sozialen Aufbauprojekten, wusste sich auf Seiten der Kriegsdienstverweigerer, bzw. des Zivildienstes. Spätestens seit Anfang der 80er Jahre, im Umfeld des „Nato-Doppelbeschlusses“ und dem Höhepunkt der Friedens- und Protestbewegung in Westeuropa, in der BRD und in der Kirche im Gebiet der DDR („Schwerter zu Pflugscharen“), lösten die Arbeitshilfen von „Aktion Sühnezeichen“ zum Volkstrauertag weitgehend die Verwendung von Materialien ab, die den Pfarrämtern vom „Volksbund“ gestellt wurden.

Inzwischen ist der Streit etwa um die Aufstellung oder den Verbleib der alten Gedenktafeln in Kirchen abgeklungen. Vertreterinnen und Vertreter der Kommunen, Vereine, Bundeswehr und Kirchen begehen vielerorts die Gedenkfeiern zum Volkstrauertag gemeinsam. Doch scheint dem eher ein sich in der Gesellschaft abzeichnender Konsens zugrunde zu liegen als eine spezifisch pazifistische Ausrichtung der jüngsten Generation von Verantwortlichen in der Evangelischen Kirche.

Mit der Wende hat das Friedensthema in der Evangelischen Kirche seine Bedeutung erneut geändert. In zahlreichen „Predigtstudien“ zum „Vorletzten Sonntag des Kirchenjahres“ wird kaum noch oder nur ein geringer Bezug zum Volkstrauertag hergestellt. Öffentliche Äußerungen kritisieren immer wieder die Rüstungsexporte der deutschen Wirtschaft. Eine markante Stellungnahme findet sich in der EKD-Denkschrift aus dem Jahr 2007, sie proklamiert einen Paradigmenwechsel im ethischen Diskurs, indem sie als Ziel kirchlichen und gesellschaftlichen Handelns den gerechten Frieden beschreibt, die Möglichkeit eines gerechten Krieges aber ausschließt. Der pointierte Zwischenruf der EKD-Ratsvorsitzenden M. Käßmann im Januar 2010: „Nichts ist gut in Afghanistan“, wird 2014 in einer Stellungnahme zum Einsatz der Bundeswehr in Afghanistan kritisch abwägend eingeordnet. „Nie wieder Krieg!“ war der Aufschrei auf einem radikalpazifistischen Plakat kurz nach dem Ersten Weltkrieg. Und doch starben wenig später 50 Millionen Menschen und in den Kriegen nach 1945 weltweit mindestens ebenso viele. Sehr zurückhaltend ist Deutschland heute an den Kampfhandlungen beteiligt, wenn auch immer öfter und umfangreicher. Mehrfach gab es in den letzten Jahren Trauerfeiern mit kirchlicher Beteiligung für Soldaten, die in Afghanistan ums Leben kamen.

Aktion Sühnezeichen rief im zentralen Gottesdienst am 60. Jahrestag zum Ende des Zweiten Weltkriegs in Berlin auf: „Lasst uns das Gerechte tun. Lasst uns die Passivität überwinden. Lasst uns aktiv dem Krieg etwas entgegen setzen, ihm entgegen treten mit der Kraft derer, die sich nach Frieden sehnen und etwas für ihn tun wollen. Die Kraft der Versöhnung, die aus dem Glauben wächst und sich in Menschlichkeit und Zuwendung zeigt.“

Gottesdienstentwurf zum Gedenken des Ausbruchs des 1. Weltkrieges im August 1914

KATHRIN OXEN / CHRISTIANE BERTHOLD-SCHOLZ / STEPHAN GOLDSCHMIDT

Eröffnung und Anrufung

Glocken *An dieser Stelle könnte die Totenglocke geläutet werden*

Musik (Trauermarsch o.ä.)

Votum / Begrüßung

L.: Der Friede Gottes sei mit uns allen.
Wir hören auf Gottes Wort und feiern Gottesdienst,
weil wir nach Frieden suchen.
Wir gedenken des Krieges, weil wir Frieden wollen.
Wir beten und singen, weil wir glauben, dass Gott Frieden schenkt.
Gott segne uns diese Stunde. Amen.

Eingangslied

Ich steh vor dir mit leeren Händen, Herr (EG 382)

Psalm

L.: Wir beten mit Worten aus Psalm 73:
Ich bin doch täglich geplagt,
und meine Züchtigung ist alle Morgen da.
G.: Dennoch bleibe ich stets an dir;
denn du hältst mich bei meiner rechten Hand,
L.: du leitest mich nach deinem Rat
und nimmst mich am Ende mit Ehren an.
G.: Wenn ich nur dich habe,
so frage ich nicht nach Himmel und Erde.
L.: Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet,
so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil.
G.: Denn siehe, die von dir weichen, werden umkommen;
du bringst um alle, die dir die Treue brechen.
L.: Aber das ist meine Freude, dass ich mich zu Gott halte
und meine Zuversicht setze auf Gott, den HERRN,
dass ich verkündige all dein Tun.
L + G.: Ehre sei dem Vater und dem Sohn
und dem Heiligen Geist

wie im Anfang, so auch jetzt
und alle Zeit und in Ewigkeit.
Amen.

Kyrie

- L.: Krieg und Gewalt
überall auf der Erde.
Feindschaft und Grausamkeit
auch unter uns.
Es ist genug, o Herr,
unsere Seele ist betrübt bis in den Tod,
wir sind nicht besser als unsere Väter.
Darum rufen wir zu Dir, Gott, um Erbarmen:
- G.: Kyrie eleison (EG 178.9 – Kyrie aus der Ukraine)

Tagesgebet

- L.: Herr Jesus Christus,
Du kennst Hass und Gewalt.
Du hast alles durchgemacht,
was Menschen einander antun.
Du weißt, was Leiden ist.
Du weißt, was Schmerzen sind.
Du bist unser Friede.
Erbarme dich über uns.
- G.: Amen.

Verkündigung und Bekenntnis

Schriftlesung

Jesus Christus spricht:

Selig sind, die da geistlich arm sind; denn ihrer ist das Himmelreich.

Selig sind, die da Leid tragen; denn sie sollen getröstet werden.

Selig sind die Sanftmütigen; denn sie werden das Erdreich besitzen.

Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit;
denn sie sollen satt werden.

Selig sind die Barmherzigen; denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.

Selig sind, die reinen Herzens sind; denn sie werden Gott schauen.

Selig sind die die Frieden stiften; denn sie werden Gottes Kinder heißen.

Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden;
denn ihrer ist das Himmelreich.

Matthäus 5, 3-10

Glaubensbekenntnis (EG Hessen, 54)

L. / G.: Wir leben davon,
dass Gott unser Vater ist.
Das Weltall und unser Leben
sind sein Werk.
Er lenkt die Geschichte
und ist auch mächtig,
wo wir sein Wirken nicht wahrnehmen.
Wir leben davon,
dass Gott in Jesus Christus Mensch wurde.
Er lebte wie wir,
doch er war ganz mit Gott verbunden.
An ihm erkennen wir,
wie einer dem anderen begegnen kann.
Er ist getötet und begraben worden,
aber wir wissen: Christus lebt.
Bei ihm endet alle Schuld.
Mit ihm hat Gott uns
ein neues Leben geschenkt.
Auch der Tod
kann uns nicht von ihm trennen.
Wir leben davon,
dass Gott uns durch seinen Geist hilft.
Durch ihn will er alle Menschen
in einer Kirche sammeln.
Durch ihn gibt er uns
Kraft zum Glauben
und Mut, für Gerechtigkeit und
Frieden einzutreten.
Sein Reich ist unsere Hoffnung.
(Aus Heidelberg 1966)

oder EG 184 (dann entfällt das folgende Lied)

Lied vor der Predigt

Es mag sein, dass alles fällt (EG 378)

Predigt: Wind und Blumen (zu Prediger 8,6-9)

Weißer Kreuze auf grünem Rasen. Aus einigem Abstand betrachtet, kann man hier ein Spiel spielen mit der Perspektive. Die Reihen stehen genau parallel oder leicht versetzt und je nachdem, in welchem Winkel man sie betrachtet, tun sich endlose Diagonalen auf, bis dorthin, wo die Kreuze ihren Umriss verlieren und zu hellen Flecken verschwimmen. Es bräuchte die Vogelperspektive, um die gesamte Ordnung dieser

Anlagen zu erfassen. Sie sind sortiert nach Nationalitäten. Die Felder und Blöcke sind nummeriert und erleichtern so das Auffinden einzelner Gräber.

Denn wer sich auf das Gräberfeld begibt, verliert schnell die Übersicht. Eine Reihe wie die andere, endlos. Und doch hindert etwas einen daran, einfach quer durch die Reihen zu gehen, als wäre das nicht erlaubt. Unwillkürlich ahmt man ein militärisches Zeremoniell nach im Abschreiten der Reihen. Als wäre man plötzlich ein Teil davon geworden. Und war doch eigentlich nur gekommen, um die Namen zu lesen auf den Kreuzen und den Geburtsjahrgang.

Und auf einmal steht man da, zwischen all den jungen Männern. Die wären jetzt auch schon alle tot. Aber sie waren ihr Leben lang tot. Die Namen und die Daten verschwimmen. Und die Diagonalen dehnen sich bis zum Horizont.

*„Weit in der Champagne / im Mittsommergrün,
dort, wo zwischen Grabkreuzen Mohnblumen blüh'n /
da flüstern die Gräser und wiegen sich leicht
im Wind, der sanft über das Gräberfeld streicht.
Auf deinem Kreuz finde ich, toter Soldat
deinen Namen nicht, nur Ziffern und jemand hat
die Zahl neunzehnhundertundsechzehn gemalt
und du warst nicht einmal neunzehn Jahre alt.“¹*

Die Diagonalen dehnen sich und in der Ferne verschwimmt es. Hundert Jahre sind lang. Sie schaffen Abstand. In der Erinnerung an den Beginn des Ersten Weltkriegs im Sommer 1914 ist es schwer, sich noch wirklich berühren zu lassen von dem, was damals geschehen ist.

Die Lieder und Songs aus der Friedensbewegung der 1980er Jahre haben das versucht. Sie haben die Erinnerung an den Krieg benutzt, um Gefühle dafür zu wecken, was Krieg bedeutet und welche Folgen er hat. Doch sie sangen von Wind und von Blumen dabei. Und manchmal hörte sich das so an, als sei der Krieg etwas ganz Natürliches, das aufkommt wie ein Wind und sich auch wieder legt. Etwas wie die Blumen, deren Schönheit am Ende doch siegt über all das Grauen. Der Krieg wie eine Jahreszeit in der Geschichte, mehr nicht. Das machte es für manche leicht, sich nicht berühren zu lassen von der inneren Bewegung der Friedensbewegten. Denn die Zeit dehnt sich doch. Und am Ende geht es ja doch nur um Wind und Blumen.

„So kamen sie Schulter an Schulter und überfluteten den Bahnsteig wie eine graue Welle. Alle Soldaten trugen um Hals und Brust lange Gewinde aus Sommerblumen. Selbst in den Gewehrläufen steckten Sträuße von Astern, Levkojen und Rosen, als wollten sie den Feind mit Blumen beschießen“; schreibt ein Mädchen am 4. August 1914 in ihr Tagebuch².

- 1 Aus dem Lied „Es ist an der Zeit“ von Hannes Wader, erstmals veröffentlicht 1982 auf dem gleichnamigen Album.
- 2 Tagebucheintrag der zwölfjährigen Elfriede Kuhr aus Schneidemühl, in: Peter Englund: Schönheit und Schrecken. Eine Biografie des Ersten Weltkriegs in neunzehn Schicksalen, Hamburg 2013, 19.

Es ist Sommer, es ist Anfang August, als sie losgehen. Die Gärten sind voller Blumen und durch das Korn auf den Feldern geht in Wellen der Wind. Aber es geht nicht sehr lange um Wind und Blumen in diesem Krieg. Sie werden den Feind nicht mit Blumen beschießen, sondern mit Schrapnellen und Mörsern, mit Maschinengewehren und Giftgas. Kein Wind und keine Blumen mehr, sondern kalter Regen und vollgelaufene Schützengräben, Baumgerippe und wegloser Morast auf den Schlachtfeldern.

Was dann kam, reduziert sich mit dem Abstand eines Jahrhunderts in der Erinnerung vor allem auf den endlosen Stellungskrieg im Westen, auf den Namen „Verdun“. Hier werden deutsche und französische Truppen in der „Blutmühle“ buchstäblich zerrieben. Nur ein Bruchteil der Hunderttausenden von Toten der großen Schlachten wird später überhaupt in Reihen und mit Kreuzen und in Gräbern bestattet werden können, auf denen Blumen wachsen können und über die der Wind geht. Als sie losgehen, mit Asten und Levkojen am Gewehr, von den Feldern, auf denen sie gearbeitet haben auf das Feld der Ehre, wissen sie nichts davon.

Denn jedes Vorhaben hat seine Zeit und sein Gericht, und des Menschen Bosheit liegt schwer auf ihm. Denn er weiß nicht, was geschehen wird, und wer will ihm sagen, wie es werden wird?

Der Mensch hat keine Macht, den Wind aufzuhalten, und hat keine Macht über den Tag des Todes, und keiner bleibt verschont im Krieg, und das gottlose Treiben rettet den Gottlosen nicht.

Das alles hab ich gesehen und richtete mein Herz auf alles Tun, das unter der Sonne geschieht zur Zeit, da ein Mensch herrscht über den andern zu seinem Unglück. (Prediger 8,6-9)

Worte, so zeitlos wie Wind und Blumen. Worte aus der Bibel, gesammelt von einem, der menschliche Erfahrungen aufgeschrieben hat. Viel länger als einhundert Jahre ist das her. Doch diese Worte dehnen sich über die Zeit. Sie bleiben so beweglich und lebendig wie der Wind. Sie sind immer frisch und neu, wie die Blumen. In diesen Worten verdichtet sich eine menschliche Erfahrung. Dass nichts bleibt, wie es war. Dass nichts so ist, wie es anfangs erscheint. Und einmal auch die andere Seite zu sehen sein wird. *Jedes Vorhaben hat seine Zeit und sein Gericht.*

Das Buch des Predigers ist ein Buch voller Skepsis. Da hat sich einer alles angesehen, was ein Menschenleben ausmacht – und weiß sehr genau, dass zum einen immer das andere gehört. *Geboren werden hat seine Zeit, sterben hat seine Zeit, töten hat seine Zeit, heilen hat seine Zeit, lieben hat seine Zeit, hassen hat seine Zeit, Streit hat seine Zeit und Friede hat seine Zeit* und so weiter und so weiter... Das zu wissen, ist gut. Es macht dankbar für das Schöne und vielleicht gelassener im Blick auf das Schwere. Keine schlechte Haltung für ein Menschenleben.

Aber auch diese Haltung kann Menschen nicht bewahren vor der Erfahrung, dass man trotzdem am Anfang nie wissen kann, was am Ende sein wird. *Denn er weiß nicht, was geschehen wird, und wer will ihm sagen, wie es werden wird?*

Als die Soldaten loszogen, mit Blumen am Gewehr im August 1914, dachten alle: Jetzt ist es endlich soweit. Die bürgerlichen Schichten begrüßten die Mobilmachung, weil sie an die besondere Sendung des deutschen Volkes glaubten. Sie wurden darin un-

terstützt und befeuert von Predigern, die davon sprachen, dass dieser Krieg heilig sei und sogar ein Gottesdienst. Aber viele von denen, die losgehen mussten, haben geahnt, dass die Blumen in ihren Gewehren sehr bald schon verwelkt sein würden und dass sie bestimmt nicht Weihnachten wieder zuhause sein würden. „*Die Gesichter der Soldaten waren ernst. Ich hatte gedacht, sie würden lachen und jubeln*“, schreibt das Mädchen.

Sie blicken ernst und sie wussten im Sommer 1914 nicht, dass der Krieg, in den sie zogen, zum Inbegriff werden würde für das, was Krieg bedeutet. Dass er die Weisheit des Predigers bestätigen würde, dass keiner verschont bleibt im Krieg, in einer Weise, die sich niemand vorstellen konnte. Dieser Krieg wird aber auch danach fragen lassen, was es mit der Bosheit des Menschen auf sich hat. Ist sie seine Schuld oder kommt sie über ihn wie ein Unglück?

Die Frage danach, wer schuld war an diesem Krieg, wird auch noch nach einhundert Jahren gestellt. Dass man sich heute mehr oder weniger einigt darauf, dass alle Beteiligten am Ersten Weltkrieg durch ihr Tun und ihr Lassen schuldig geworden sind, ist eine Antwort und keine Antwort. Kriege sind keine Naturgewalt, sie brechen nicht aus wie eine Seuche oder über Menschen herein wie eine Naturkatastrophe, auch wenn sie sich am Ende wie eine anfühlen. Oft wird vom Ersten Weltkrieg als der „Urkatastrophe“ des 20. Jahrhunderts gesprochen. Aber auch dieser Krieg ist nicht ausgebrochen, sondern begonnen worden. Heute vor einhundert Jahren, am 3. August 1914, erklärte Deutschland Frankreich den Krieg. Doch das ist ja Geschichte. Und am Ende bleiben dann Wind und Blumen?

Die Skepsis des Predigers, der so viel gesammelt hat an menschlicher Erfahrung, ist eine doppelte. Sie zweifelt auch an dem, was sie bereits verstanden zu haben glaubte vom Menschsein. Sie stellt wieder in Frage, was schon längst zu einer Einsicht geworden war. Diese Skepsis darf sich nie legen, wie der Wind sich nicht legt. Sie muss nachwachsen, wie die Blumen.

Denn die Diagonalen dehnen sich und sie reichen bis in unsere Zeit, bis in den Sommer 2014. In den Gärten blühen die Blumen und durch das Korn auf den Feldern geht in Wellen der Wind. Mit dem Abstand eines Jahrhunderts, wie aus der Vogelperspektive, ist es leicht, die Übersicht zu bekommen über das, was damals geschehen ist. Politische Situationen und militärische Interventionen von vor hundert Jahren können wir heute beurteilen. Wir sind uns einig darin, dass der Krieg damals schrecklich und sinnlos war und werden noch bestätigt durch das Wissen um das, was ihm dann noch folgte. Das alles haben wir gesehen. Die Kriege des vergangenen Jahrhunderts haben uns klüger gemacht und vorsichtiger. Mit Blumen und Hurra werden keine Soldaten mehr verabschiedet. Weil wir wissen, dass es enden kann mit Blumen auf einem Sarg und Blumen auf einem Grab.

Doch die Diagonalen dehnen sich weiter, bis zu uns. Man kann ein Spiel spielen mit der Perspektive. Der Krieg ist so lange her und immer noch herrschen in der Welt, in der wir leben, Menschen übereinander zu ihrem Unglück. Und wir stehen mitten darin und müssen aufpassen, dass wir nicht anfangen, wieder die Reihen abzuschreiten und das militärische Zeremoniell nachzuahmen. Ehe die Namen und die Daten verschwimmen und wir an Gräbern stehen von Menschen, die noch leben könnten und

wir uns trösten müssen mit Blumen und Wind. *Denn jedes Vorhaben hat seine Zeit und sein Gericht*, sagt der Prediger. Auch heute, auch unsere Vorhaben. Denn *keiner bleibt verschont im Krieg*.

Amen.

Lied nach der Predigt

Gott gab uns Atem, damit wir leben (EG 432)

Gebet und Segen

Fürbittengebet und Lied EG 430,2-4

L.: Du bist ein Freund des Lebens, Gott.
In deinen Händen liegt die Welt,
du liebst alle deine Geschöpfe:
Du weinst mit ihnen,
lachst mit ihnen,
teilst ihre Freude und ihr Leid.

Darum bitten wir dich
für alle Menschen, die im Krieg leben:
Für Kinder, die gezwungen werden, Soldaten zu sein.
Für Mädchen und Frauen, denen Gewalt angetan wird.
Für Alte, die sich nur noch den Tod wünschen,
weil ihr Leben so schrecklich geworden ist,
für alle, die ihre Heimat, ihre Würde und ihr Leben verlieren,
für alle Soldaten, freiwillige und unfreiwillige.
Wir rufen:

G.: Gib Frieden, Herr, gib Frieden (EG 430,2) – gesungen

L.: Wir bitten dich für alle Menschen,
die Krieg wollen und herbei führen.
Denen es um Macht geht.
Denen es um Geld geht.
Die über Leichen gehen.
Die Gewalt für Recht halten.
Die aus sicherem Hinterhalt
andere in den Tod schicken.
Wir rufen:

G.: Gib Frieden, Herr, wir bitten (EG 430,3) – gesungen

An dieser Stelle kann eine Bitte zu aktuellen politischen Ereignissen eingefügt werden.

- L.: Wir bitten dich für alle,
die den Frieden suchen,
die helfen, heilen, aufbauen, pflanzen,
die lehren, wie man streitet, ohne zu verletzen.
Für die Helfer beim Roten Kreuz und bei Brot für die Welt.
Für die Mitarbeiter beim Technischen Hilfswerk
und bei Amnesty International.
Für Journalisten, die fair Bericht erstatten.
Und für unsere Politiker,
für... (*aktuelle Namen einsetzen*)
Wir rufen:
- G.: Gib Frieden, Herr, wir bitten (EG 430,4) – gesungen
- L.: Wir beten in der Stille
um Frieden und Gerechtigkeit,
um Einsicht und Verstand,
um Geduld und Liebe,
um alles, was uns auf dem Herzen liegt

Stilles Gebet

Vaterunser

Schlusslied

Verleih uns Frieden gnädiglich (EG 421) (*ggf. nach der Melodie von Matthias Nagel*)

Segen

- L: Der Herr segne dich und behüte dich.
Der Herr lasse leuchten sein Angesicht über dir und sei dir gnädig.
Der Herr erhebe sein Angesicht auf dich und gebe dir Frieden.
- G.: Amen, Amen, Amen. (*gesungen*)

Musik

Umgang mit einem Ehrenmal / Denkmal

1. Das Denkmal erkunden

WILHELM HAMMANN

Lange schon stehen die Gefallenendenkmale auf ihrem Platz. Die folgenden Fragen wollen eine Hilfe sein, dem gewohnten Blick analytische Schärfe zu geben und das Denkmal neu zu sehen. Wie bei sakraler Kunst gilt auch beim Gefallenendenkmal: Wenig ist hier zufällig und vieles ist Absicht. Vieles ist bedeutungsvoll und wenig ist bedeutungslos.

1. Standort: Wo steht das Denkmal?

- auf einem öffentlichen Platz?
- an einer zentralen Stelle ?
- in einer Blickachse?
- an einem abgelegenen Platz?
- auf dem Friedhof?
- neben der Kirche?
- in der Kirche?
- und falls dort: wo in der Kirche?
- ...

2. Materialität: Aus welchem Werkstoff oder Werkstoffen ist es gefertigt?

- heimischer Stein?
- exotischer Stein?
- Holz?
- Bronze?
- Gusseisen?
- Kupfer?
- ...

3. Bildsprache: Welche Bild- und Symbolelemente enthält das Denkmal?

- Menschen: zivil / uniformiert?
- Männer / Frauen / Kinder?
- abstrakt oder gegenständlich?
- Körpersprache / Haltung der Dargestellten: Angriff? Gebet? Trauer? ...
- Tiere?
- religiöse Zeichen?
- militärische (Ab)Zeichen (Eisernes Kreuz etc.)?
- Pflanzen?
- wenn ja: welche?
- ...

4. Texte: Was wurde aufgeschrieben?
 - Bibelverse?
 - Sinnsprüche?

2. Beitrag für eine Gedenkfeier unter Verwendung des Gefallenenedenkmals von Otto Ubbelohde in Goßfelden

WILHELM HAMMANN



Das Gedenken der Kriege ist hauptsächlich ein Gedenken der Menschen: zuerst der Krieger, Kämpfer und Soldaten, dann aber auch zunehmend der Zivilbevölkerung. Und schließlich wird, besonders nach dem Holocaust und dem Zweiten Weltkrieg, der planmäßig ermordeten Juden und anderer nationalsozialistischer Opfergruppen sowie der Flüchtlinge und Vertriebenen gedacht.

Aufgrund der unmittelbaren Erfahrung, eigener Opfer- sowie Täterschaft, liegt es nahe, dass das Gedenken anthropozentrisch ist. Die Menschen in ihren verschiedenen Bezügen zum Ereignis stehen im Mittelpunkt, jeweils in den historisch geprägten und aktuell politisch gewollten Sprachspielen.

Auf dem Goßfelder Gefallenenedenkmal, das der Künstler Otto Ubbelohde 1919 als Auftragsarbeit für die Gemeinde Goßfelden entwarf, ist nun nicht nur ein Mensch zu

sehen. Der uniformlose Heimkehrer, der weder Waffe noch militärisches Accessoire trägt, sitzt auf einem Pferd.

Ein Tier auf dem Denkmal: Wer dünkte da nicht zuerst an die vielen Reiterstandbilder, die stolze Herrscher hoch zu Ross zeigen, wie August den Starken in Dresden oder Friedrich den Großen in Berlin Unter den Linden? Hier nun aber ein gebeugter, ein geschlagener, ein müder Mensch auf einem lahmen, dahintrottenden, schmucklosen, ungeharnischten Gaul. Er trägt einen nach Hause, der nur seine Haut retten konnte, l'homme nue, den bloßen Menschen.

Ubbelohdes Reiter erinnert an den geschundenen Menschen, Ubbelohdes Pferd erinnert an die geschundene Schöpfung. 70.000 Pferde zählte beispielsweise die russische Kavallerie zu Beginn des Ersten Weltkrieges. Wie viele davon werden heimgekehrt sein?

Schon im Mirjamlied aus dem Buch Exodus sterben die Pferde mit den Menschen: „Ross und Mann hat er ins Meer gestürzt“, heißt es über das Ende der ägyptischen Verfolger und ihrer Tiere im Schilfmeer (2. Mose 15,21). In der Bibel ist das Pferd Kriegsgesetz und Herrschaftsattribut, niemals ziviles Ackertier. Jakobs Segen über seinen Sohn Dan lautet: „Dan wird das Pferd in die Fersen beißen, dass sein Reiter zurückfalle.“ (1. Mose 49,17)

König David kann mit den erbeuteten Rossen nichts anfangen, weil er sie nicht beschlagen kann. „Es war kein Schmied im ganzen Lande Israel zu finden.“ (1. Sam 13,19) Auch wenn Salomo eine Generation später viele Pferde besitzt, bleibt das Misstrauen gegen ihre militärische Instrumentalisierung: „Der Herr hat keine Freude an der Stärke des Rosses.“ (Psalm 147,10) Denn „Rosse helfen auch nicht; da wäre man betrogen, und ihre große Stärke errettet nicht“ (Psalm 33,17). Kein Wunder, dass die vier apokalyptischen Reiter der Johannesoffenbarung nichts als Unheil bringen: Krieg, Friedlosigkeit, Teuerung und Tod (Offb Kap. 6).

Das Pferd als Ausdruck der im Krieg geschundenen Schöpfung: Es lässt weiter fragen nach anderen durch Kriege in Mitleidenschaft gezogene Geschöpfe. Heute noch sind die Schlachtfelder an Marne und Somme ökologisch stark belastet. Ganze Ozeanregionen wurden Lagerstätten von hunderttausenden Tonnen übriger Munition, die langsam vor sich hin und in die Ökosysteme hineinrosten. Zerstörte Wälder in Vietnam, verseuchte Gewässer und im Irakkrieg durch Uranmunition – die Halbwertszeit beträgt 4,5 Milliarden Jahre – verstrahlte Regionen stehen für das Ensemble der Kriegsauswirkungen nicht nur am Menschen. Vieles spricht dafür, das anthropozentrische Gedenken auszuweiten auf die gesamte Schöpfung hin. Otto Ubbelohdes Pferd ist ein Anstoß dazu.

Entsprechend seiner militärischen Bedeutung im Ersten Weltkrieg, vor allem auch als Zugtier, stieg sein Preis. Eine deutsche Soldatenfrau erhielt 1915 eine staatliche Unterstützung von 15 Mark im Monat. Ein Pferd kostete zweihundertmal soviel: 3.000,- Mark. Schon zwei Jahre später mussten für ein gesundes Tier 5.000,- Mark bezahlt werden. Wie viele davon zurückkamen?

„Wir wissen, dass die ganze Schöpfung bis zu diesem Augenblick mit uns seufzt und sich ängstet“, schreibt Paulus im Römerbrief 8,22. Um der totalen Dimension des Krieges gerecht zu werden, gilt es, das Gedenken zu erweitern: zusammen mit dem Menschen die versehrte Schöpfung in den Blick zu nehmen und zu erinnern. Nicht ohne

sie, aber mit ihr wird die christliche Kirche „frei werden von der Knechtschaft der Vergänglichkeit zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes“ (Röm 8,21).

3. Der Tod marschiert voran...

BERTRAM SAUPPE



Foto: Jens Peter Thiessen

„Herr, mache du mich zum Werkzeug deines Friedens 1985“, so steht es auf der kleinen Marmortafel am Fuße des Kriegerdenkmals. Die Tafel ist Schlusspunkt eines heftigen, erbitterten Streits. Der Streit entzweite den Kirchenvorstand der Markuskirche Hannover. Am Ende weigerte sich ein Teil des Vorstands, in dieser Kirche jemals wieder an einem Gottesdienst teilzunehmen. Worum ging es?

In der 1906 von Otto Lür erbaute neoromanische Markuskirche war Anfang der 20er Jahre eine Gedenktafel für die im Ersten Weltkrieg gefallenen Gemeindeglieder angebracht worden. Die Kirchengemeinde hatte keine Kosten gescheut, eine große repräsentative Tafel in Auftrag zu geben. Bemerkenswert ist der Standort. Die Tafel ist

nicht – wie andernorts – im Eingang der Kirche oder im Seitenschiff angebracht, sondern im Altarbereich, an der linken Seite der weiten Apsis. Sie steht also unmittelbar im Blickfeld der Gemeinde, wenn diese zum Altar schaut, und zeigt so, welche Bedeutung der damalige Kirchenvorstand dieser Tafel beigemessen hat. Aufgrund der Nähe zu den Kasernen am Welfenplatz gehörten nicht wenige, auch hochrangige Offiziere zur Gemeinde.

Insbesondere der Standort der Tafel im Blickfeld des Altars hat spätestens in den 70er, 80er Jahren des vergangenen Jahrhunderts immer wieder zu heftiger Kritik geführt. Jener Streit 1985 mag da nur der Höhepunkt einer bis heute nicht endenden Debatte gewesen sein. Ist diese Gedenktafel an dieser Stelle nicht fehl am Platz? Steht sie nicht in völlig ärgerlicher, ja anstößiger Konkurrenz zum Altar und damit zum Kreuz? Wen oder was betet diese Gemeinde eigentlich an? Diese Frage mag umso berechtigter und drängender sein, da die Markuskirche zu den meistbesuchten Kirchen der Stadt gehört. Zu den großen Festtagen, aber auch z.B. zur Konfirmation, zu vielen Trauungen und nicht zuletzt großen Konzerten besuchen pro Veranstaltung bzw. Gottesdienst bis zu 1000 Menschen diese Kirche. Man kennt die Markuskirche also in Hannover und damit auch den (selbstverständlichen?) Blick auf Soldaten und Altar. Sollte sich da der heutige Kirchenvorstand nicht endlich dazu entschließen, diese irritierende Nähe von Kriegerdenkmal und Altar zu beenden?

Wenn man die Erläuterungen des Architekten der Markuskirche Otto Lür zum Entwurf der „Kriegsgedenktafel“ vom 15. März 1916 (!) liest, so mag die Diktion der Skepsis gegenüber der Tafel durchaus weitere Nahrung geben. Die Tafel sei für die südliche Schräge des „Triumphbogens“ vorgesehen. Lür schlägt vor, über den Namens-Inschriften ein Relief eines „tüchtigen Bildhauers“ anzubringen. Dieses solle „eine bedeutsame Darstellung aus dem grossen Kriege“ der Nachwelt überliefern. Er denkt an eine Darstellung des Auszugs „unserer jungen Krieger“, wobei – „bei aller künstlerischen Freiheit“ – „Uniformen und Waffen peinlichst genau nach der Natur dargestellt werden müssten“. Dass diese Tafel ihren Platz in der Kirche finden solle, begründet Lür nicht religiös, sondern mit der kühlen Berechnung, dass „hier eine lange Dauer der Bildnisse voraussichtlich gesichert ist.“¹ Damit sollte er recht behalten. Viele ursprüngliche Ausstattungsgegenstände wie z.B. der Hochaltar sind längst entfernt, die Gedenktafel ist geblieben. Zu Recht?

Mit der Anfertigung des Reliefs der „jungen Krieger“ wurde der damals renommierte hannoversche Bildhauer Georg Herting beauftragt. Von ihm stammen z.B. die jüngst zu einiger Berühmtheit² gelangten „Brezelmänner“ (1910) am Hauptsitz von Bahlsen in unmittelbarer Nachbarschaft zur Markuskirche sowie das großformatige Arbeiter-Standbild vor dem alten Hanomag-Gebäude (1941).

1 Repositur der Markuskirche 513-5.2.

2 Die „Brezelmänner“ tragen einen vergoldeten Leibnizkeks. Dieser war unlängst entwendet worden, was weltweites Aufsehen erregte.

Hertings Relief auf der Gedenktafel in der Markuskirche zeigt – auf den ersten Blick fünf – bewaffnete hintereinander marschierende Soldaten in Uniform mit Stahlhelm, Tornister, Patronengürtel und geschultertem Gewehr. Bei genauerem Hinschauen ist zu erkennen: Der erste Soldat ist der Tod. Die beiden dem Tod unmittelbar folgenden Soldaten haben einen abstoßend grimmigen Gesichtsausdruck, der dritte hat deutlich sanftere, freundliche Züge, beim vierten sind die Gesichtszüge nicht mehr eindeutig zu erkennen. Bedenkt man, dass diese Tafel von den Familien der Gefallenen sehr intensiv wahrgenommen worden sein muss, so sperrt sich der abstoßende, ja geradezu böse Gesichtsausdruck der beiden vorderen Männer gegen eine Glorifizierung. Das Besondere aber ist: Der erste Soldat ist der Tod. Unter dem Stahlhelm ist deutlich ein Totenschädel und weiter ein bewaffnetes Gerippe zu erkennen. Die vier menschlichen Soldaten marschieren dem Tod hinterher.

Leider sind mir keine Aufzeichnungen etwa des Künstlers oder des Kirchenvorstands bekannt, die diese Ausführung des Denkmals kommentieren. Das ist allerdings auch gar nicht notwendig zur Bewertung dieser Tafel. Unabhängig von der Intention, die der Bildhauer gehabt haben mag, stellt sich das Relief als eine Darstellung von Soldaten dar, die – hier rechne ich den Tod mit ein – mehrheitlich Böses im Schilde führen. Und der Tod marschiert voran...

Damit stellt sich dieses Relief in deutlichen Gegensatz zu Kreuz und Altar. Die Gemeinde schaut zum Altar in dem Glauben, dass der Tod durch das Opfer des unschuldigen Gotteslammes (auf dem Schlussstein der Apsis dargestellt) besiegt ist. Während auf der Gedenktafel der Tod noch an erster Stelle marschiert, also Anführer und Herrscher ist, setzt das Kreuz des Altars, auf den die Soldaten durch die Positionierung der Tafel zumarschieren, einen Kontrapunkt: Dort findet der erste, der Tod, sein Ende.

Heldenverehrung sieht anders aus. Da wäre zu erwarten, dass die „Krieger“ am Ende mit dem Siegeskranz für ihre Heldentaten ausgezeichnet werden. Einen solchen Ehrenkranz sucht man auf der Tafel vergeblich, lediglich unter den Namen steht das übliche Zitat aus der Apokalypse: SEI GETREU BIS IN DEN TOD (Apk. 2,10). Die Soldaten folgen dem als Person dargestellten Tod. Ihre Laufrichtung deutet in Richtung Altar. Kämen sie so vor den Altar, vor das Kreuz, sie müssten durch das Gericht hindurch, um von ihrem Anführer, dem Tod, erlöst zu werden.

Bemerkenswert ist auch, dass den Namen der Gefallenen keine Dienstgrade zugeordnet sind. Die militärischen Dienstgrade wären verfügbar gewesen, sie sind peinlich genau in den Aufzeichnungen des Pfarramtes über die Gefallenen der Gemeinde vermerkt. Auf diese Dienstgrade hinter den Namen wurde verzichtet. Man mag einwenden, dies sei vielleicht nur aus Platzgründen geschehen. Die Diktion des Architekten mag dafür sprechen. Und dennoch gilt auch hier: Da nur die Namen aufgeführt sind, tritt eine mögliche Glorifizierung in den Hintergrund, in den Vordergrund tritt die Trauer und der Schmerz über die vielen jungen Menschen, die dem Tod gefolgt sind und ihr Leben ließen. Die Überschrift über den Namen lautet schlicht: „UNSERN TEUREN TOTEN“.

Nicht selten stehen hier Konfirmanden vor der Tafel und identifizieren Familiennamen, die sie heute noch kennen.

Man mag durchaus mit guten Gründen darüber streiten, ob diese Gedenktafel wirklich von ihrer Intention her die dargestellte Brechung hat. Aus den Ausführungen des Architekten, die allerdings aus dem Jahre 1916 stammen, muss man herauslesen, dass sicher ursprünglich ein pures Heldendenkmal geplant gewesen war. Und ob der grimme, böse Gesichtsausdruck der ersten beiden Soldaten nicht Ausdruck eines Selbstverständnisses ist, dass wirkliche Männer nun einmal Härte und keine Schwäche zu zeigen haben, auch das mag durchaus so sein. Die deutlich erkennbar weicheren Gesichtszüge des dritten menschlichen Gesichtes sprechen allerdings auch wieder dagegen. Eines ist für meine Begriffe aber unbestreitbar: Diese Tafel regt zur Auseinandersetzung an und das ist ein Argument für den Verbleib an dieser Stelle.

Es gibt noch ein weiteres Argument für den Erhalt: Die Kirche ist 1906 als wilhelminischer Prachtbau konzipiert worden. Das Verständnis des Bogens über der Apsis als „Triumphbogen“ (Lüer), die im Zweiten Weltkrieg zerstörte prachtvolle Ausmalung der Kirche, nicht zuletzt das von Kaiser Wilhelm II. persönlich eingeweihte Mosaik über dem Hauptportal (Christus als Weltenherrscher, in den sich Wilhelm II. vielleicht hinein geträumt haben mag³) verweisen auf eine Zeit, die in der Katastrophe des Ersten Weltkriegs endete.

Auch wenn viele Ausstattungselemente dieses triumphalen Kirchenverständnisses in der Markuskirche nicht mehr vorhanden sind, gehört dieses Denkmal als historischer Verweis auf das Ende jener politisch verblendeten Epoche zu dieser Kirche dazu. Diese Tafel trägt dazu bei, dass die Markuskirche nicht zu einem ahistorischen Raum wird. Sie fügt sich gewiss nicht harmonisch in das Ganze ein, sie ist anstößig. Doch dies spricht nicht gegen, sondern für den Erhalt der Tafel an dieser Stelle. Sie könnte auch in ihrer – vielleicht ungewollten – Anstößigkeit ein „Werkzeug des Friedens“ sein.

³ So vermutet Hans-Werner Dannowski (Hannover – weit von nah: In Stadtteilen unterwegs, Hannover 2002).

Monika Müller / Wolfgang Heinemann:

Ehrenamtliche Sterbebegleitung. Handbuch mit Übungsmodulen für Auszubildende.

Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen / Vandenhoeck & Ruprecht LLC, Bristol, CT, U.S.A., 2014, 326 S., ISBN: 978-3-525-40192-7

Dass der Tod zum Leben gehöre, diese Worte haben sich mittlerweile in weiten Teilen unserer Gesellschaft ins Bewusstsein geschlichen. Immer mehr Menschen widmen der Gestaltung ihres Lebensendes ein Gutteil Zeit und Vorsorge, was in jeder Hinsicht zu unterstützen ist. Dabei darf jedoch nicht vergessen werden, dass kein noch so sorgfältiges Planen und besonnenes Nachdenken verhindern kann, dass der Tod, wenn er dann in unser je eigenes Leben tritt, dies auf eben seine eigene Weise tut – und er bietet uns in seinen Auftrittsmöglichkeiten eine ganze Bandbreite an. Insofern bleibt das Sterben für jeden Menschen – vorbereitet oder nicht – eine besondere und individuelle Herausforderung, der er oder sie sich stellen muss. Doch auch wenn jeder Mensch seinen letzten Weg allein gehen muss, muss dieser Weg kein einsamer sein. An seine Seite gesellen sich neben denen, die er oder sie durch Freundschaft und Liebe gefunden hat, die vielen Menschen, die es sich beruflich oder ehrenamtlich zur Aufgabe gemacht haben, den sterbenden Menschen zu begleiten. Ihrer Ausbildung, bzw. Befähigung widmet sich das vorliegende Handbuch mit Übungsmodulen: „Ehrenamtliche Sterbebegleitung. Handbuch mit Übungsmodulen für Auszubildende“, erschienen 2014 bei Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & CO. KG, Göttingen / Vandenhoeck & Ruprecht LLC, Bristol, CT, U.S.A..

Unter der Federführung des in der Hospizarbeit und in der Hospizschulung erfahrenen Autorenduos Monika Müller, Supervisorin und Dozentin im Bereich Trauerbegleitung und Spiritual Care, und Wolfgang Heinemann, Theologe, Krankenhausesseelsofger und langjähriger Auszubildender im Gesundheitswesen, entstand dieses knapp 330 Seiten starke Werk, das in besonderer Weise dazu beitragen möchte, „[...] dass Menschen ihr fachliches und persönliches Wachstum in der Vorbereitung auf ehrenamtliche Tätigkeit im Umgang mit sterbenden Menschen erfahren können und sich diese Arbeit zutrauen“ (S.10).

Dieses Ziel wird allenfalls indirekt erreicht,

denn das Buch richtet sich in erster Linie nicht an die oben angesprochenen Menschen, sondern in fünf ausführlichen Modulen in seinem ersten Teil an diejenigen, die sie ausbilden: Modul 1 macht sich das Thema „Nähe und Distanz“ zu eigen, Modul 2 regt zur Wahrnehmung des eigenen Umgangs mit Sterben, Tod, Verlust und Trauer an, bevor Modul 3 sich mit der Situation Sterbender und ihrer Angehörigen beschäftigt. Modul 4 hat die Auseinandersetzung mit den Rahmenbedingungen der ehrenamtlichen Arbeit zum Thema, in Modul 5 geht es um Kommunikation und Gesprächsführung. Ziel jeden Moduls ist es, die Kursleitenden darin zu üben, dass die Kursteilnehmerinnen und -teilnehmer ihre je eigene Haltung und Einstellung entwickeln, um dem oder der Sterbenden nicht im Weg zu stehen, sondern ihn auf diesem Weg zu begleiten.

In der zweiten Hälfte des Buches (ab S. 151 – 324) finden Kursleiterinnen und Kursleiter eine umfang- und abwechslungsreiche Materialsammlung zu den einzelnen Modulen vor, die man ohne weiteres als Vorlage für die Kurse dem Buch entnehmen kann. (Sollte man sich das Handbuch als E-Book kaufen, sind die Arbeitsblätter jeweils im DIN A4 Format ausdrückbar und einige als beschreibbare PDF-Dateien separat speicherbar [so versprochen im Handbuch auf S. 10] – was die Arbeit erfreulicherweise erheblich erleichtert.) Das Handbuch dient insofern Kursleiterinnen und Kursleitern in der Ausarbeitung ihrer jeweiligen Kurseinheit vor allem durch diese Materialsammlung, es dient aber auch durch die Module jenen, die einen neuen Kursjahrgang und dessen Inhalt entwickeln müssen.

Monika Müller und Wolfgang Heinemann weisen in ihrem Vorwort explizit darauf hin, dass man „das Handbuch im Ganzen nutzen [kann], abwandeln, seinen eigenen strukturellen Möglichkeiten und inhaltlichen Schwerpunkten anpassen und erweitern“ (S.10). Das Handbuch im Ganzen durcharbeiten ist leider etwas mühselig. Sowohl das Curriculum als auch die Beschreibung der einzelnen Module lesen sich sehr sachlich und distanziert, was den Auszubildenden die Chance nimmt, sich mit den vielfältigen Themen um das Sterben individuell und während der Erarbeitung einer Kurseinheit entsprechend auseinanderzusetzen. Verstärkt wird das Gefühl der Distanziertheit dadurch, dass die Arbeit von Autorin, bzw. Autor, die zweifelsohne auf einen großen Erfahrungs-

reichtum zurück blicken können, höchstens durchscheint. Das ist schade, lebt doch gerade die Arbeit im Hospiz von intensiven Begegnungen und Erlebnissen. Der Darstellung der Module hätte es gut getan, wenn beispielsweise das Thema „Schuld“ nicht durch das Umfahren eines Pollers auf dem Weg zur Arbeit eingeführt würde (vgl. S. 67); existentiell relevantere Beispiele hätten den Ausführungen m.E. mehr Gewicht gegeben.

Dennoch möchte ich jedem Menschen, der andere für die Arbeit im Palliativ- und Hospizdienst ausbildet, dieses Handbuch empfehlen. Es bietet ein Spektrum verschiedener Aspekte dieser Arbeit, das die Vorbereitung dieser verantwortlichen Arbeit erheblich erleichtert und in der Anwendung den Auszubildenden sicherlich viel Raum für das eigene Erleben lässt.

LEONA HOLLER

Sylvia Kaiser-Berger:

Schulgottesdienste kreativ gestalten. Mit Schülerinnen und Schülern themenorientierte Feiern entwerfen.

Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2014, 95 S., € 14,99, ISBN 978-3-525-70206-2

Bei diesem Büchlein handelt es sich um die Darstellung der Vorbereitung und des Ablaufs von Schulgottesdiensten zu sieben Themen: „Aus klein wird groß“ (zum Schul(halb)jahresanfang), „Ein Volltreffer Gottes bist du“ (zum Schul(halb)jahrsende), „Gottes Schöpfung ist wunderbar“ (besonders zum Erntedank), „Ein Kreuzweg“ (Passionszeit), „Pfingsten – Fest der Feuerzungen“, „Du sollst nicht lügen“, „Herr, gib uns deinen Frieden“. Die Gottesdienste wurden in der Maria-Ward-Realschule und dem gleichnamigen Gymnasium in Augsburg – beide Schulen in katholischer Trägerschaft – als ökumenische Gottesdienste von und mit evangelischen Schülerinnen und Schülern vorbereitet und gestaltet. Der Dokumentation der Gottesdienste werden Hinweise auf die Vorbereitung und auf zu verwendende Text- und Bildmaterialien sowie Lieder beigegeben. Die Gottesdienste werden in einer kinder- und jugendgerechten Sprache gestaltet, ohne die in

Schulgottesdiensten manchmal unangenehmen Anbietungen an alltagssprachlichen Jargon. Auch wenn sie in der Regel im Religionsunterricht vorbereitet wurden, sind sie doch keine Fortsetzung des Unterrichts mit anderen Mitteln, d.h. sie wirken auf wohlthuende Weise nicht pädagogisiert. Sie sind überwiegend gelungene Beispiele dafür, wie Schulgottesdienste als Unterbrechung der schulischen Alltagsroutine und im Sinne einer Transzendierung der in der Schule unvermeidlichen Arbeits- und Leistungsregeln gestaltet werden können. In ihren liturgischen Gestaltungsformen erscheinen sie gleichwohl als „reguläre“ und auf den Ort und die Teilnehmenden angemessen zugeschnittene Gottesdienste. Die Beteiligung der Schülerinnen und Schüler geschieht in der Vorbereitung wie im Gottesdienstverlauf auf aktive Weise. Zugleich so, dass kein Eindruck von Überforderung entsteht. Entscheidend für den fruchtbaren und „kreativen“ Gebrauch des Büchleins wird sein, dass die dokumentierten Gottesdienste nicht als „Libretti“ für Reinszenierungen genutzt werden, sondern zusammen mit den Materialienhinweisen als Anregungen für jeweils eigene Gottesdienstgestaltungen.

BERNHARD DRESSLER

Wilhelm Gräß:

Predigtlehre. Über religiöse Rede.

Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2013, 350 S., € 29,99, ISBN 978-3-525-62427-2

Nach dem Lehrbuch von Albrecht Grözinger aus dem Jahre 2008 ist keine neue Homiletik mehr erschienen. Wilhelm Gräß, Praktischer Theologe in Berlin und Herausgeber der an Ernst Lange orientierten „Predigtstudien“, legt jetzt eine Predigtlehre vor, die in ihrem theologischen Ansatz folgerichtig seine bisherigen Publikationen fortsetzt. Inspiriert von der Theologie Schleiermachers und der von G. vielfach beschriebenen „Kulturhermeneutik“, einer Lektüre der Gegenwartskultur unter der Hypothese allgegenwärtiger religiöser Sinnbildung der Subjekte, besteht nach G. die Aufgabe der Predigt darin, diese Sinnbildung mit dem religiösen Symbolinventar der Bibel und der christlichen Tradition so zu verbinden, dass ein eigenständiges religiöses Symbolisieren der Hörenden in Gang kommt.

Das Buch hat zwei Teile. Zunächst wird der eigene Ansatz in geraffter Form dargestellt: „Grundlegung: Aspekte einer religionshermeneutischen Theologie und Praxis der Predigt“ (33-79), dann folgt die ausführlichere Entfaltung: „Durchführung: Reflexionsperspektiven auf dem Weg zur Predigt“ (81-301). Durch diesen Aufbau lassen sich die Thesen sehr gut aufnehmen und verstehen. Hilfreich sind auch die Marginalien und besonders benutzerfreundlich ist der Hinweis, dass man diese bei der Gesamtlektüre getrost überlesen kann (13). Am Schluss des Buches findet sich eine Anleitung zum Predigen, verbunden mit vier eigenen Predigtbeispielen, anhand derer man sich von der konsequenten Umsetzung der Predigtlehre G.s in die Praxis überzeugen kann (302-328); eine ausführliche und hilfreiche Bibliographie schließt sich an (329-348).

Diese subjektivitätstheoretisch und kulturell konturierte Homiletik setzt sich explizit von ästhetischen Konzeptionen ab, wenngleich das homiletische Fachgespräch in dem Buch recht wenig präsent ist. Auch zur Geschichte der Homiletik bzw. zur Geschichte der Predigt findet sich nichts. Die sachliche Geschlossenheit dieser Konzeption ist beeindruckend. Hat man sich auf den hermeneutischen Zirkel von unmittelbarem Selbstbewusstsein (Schleiermacher) und einer allgemeinen religiösen

Kompetenz der Menschen eingelassen, wirkt alles sehr kohärent: „Wichtig ist, dass die Predigenden sich selbst auf die religiöse Rede verstehen, die religiöse Deutungsbedürftigkeit wahrnehmen und die Deutungskompetenz, die die Menschen sich selbst zumessen, anerkennen, dass sie das religiöse Deutungspotenzial des christlichen Glaubens erschließen und es überzeugend zur Sprache bringen können.“ (32) Gepredigt werden keine Wirklichkeiten außerhalb menschlicher Deutungen, sondern die Deutungen selbst, damit der Mensch in seiner immer schon gegebenen religiösen Selbstdeutung angeregt wird. Diese Art der Schleiermacherinterpretation kommt explizit ohne offenbarungstheologisches Moment aus. Gepredigt – und gehört bzw. erfahren – wird nicht etwas Offenbartes, sondern Predigtinhalt ist die religiöse Deutung der immer schon erfahrenen und philosophisch bzw. phänomenologisch zu beschreibenden Gegründetheit des Selbst außerhalb seiner selbst. Die religiösen Symbole wie Schöpfung, Christus, Geist, Kreuz, Auferstehung und Rechtfertigung sind nachträgliche Explikationen dieses immer schon als gegeben vorausgesetzten Grundgefühls. Die materiale Homiletik wird von der prinzipiellen bestimmt (bzw. aufgezogen) wie die materiale Dogmatik von den subjektivitätstheoretisch fokussierten Prolegomena (bzw. der Fundamentalthologie). Die Religion ist nach G. die Tiefendeutung der Erfahrung – und nicht das Erschütterterwerden, das Zerschneiden von Erfahrung, nicht die Grenzerfahrung. Die Vorteile dieser Konzeption sind die pädagogische und kulturelle Anschlussfähigkeit und die Wertschätzung dessen, was Menschen innerhalb und besonders außerhalb der Kirche empfinden. Die Nachteile sind dagegen die Ferne zum Religionsverständnis der Bibel wie auch zur Brüchigkeit und Widersprüchlichkeit aller Erfahrung gerade unter den Bedingungen der spätmodernen Existenz. Weder die Hermeneutik der Bibel noch auch die Hermeneutik des 19. Jahrhunderts lässt sich in toto übernehmen. Und ob der reife Schleiermacher die philosophische Selbsterfahrung und die Christuserfahrung tatsächlich so harmonisch, ja deckungsgleich vorgestellt hat wie das hier vorausgesetzt wird, ist doch immerhin fraglich.

Aber man muss ja bekanntlich nicht alle Prämissen eines Autors unterschreiben, um sich von ihm anregen zu lassen. Stark ist diese Predigtlehre in den systematisch-theologischen

Abschnitten, die eine „homiletische Glaubenslehre“ entfalten (209-264). Hier wird der dogmatische Ernst der Predigt – gerade *wegen* ihres Alltagsbezuges! – gut sichtbar auf den Leuchter gestellt. Wenn sich der Text dieses Buches der religiösen Sprache des evangelischen Christentums überlässt und nicht auf der Ontologie des eigentlich Religiösen beharrt, dann gewinnt die Argumentation an Fahrt und Profil. Dies ist etwa in den Abschnitten zur Rechtfertigung (222-243) und in dem Predigtbeispiel zu Röm 5,6-11 (323-328) der Fall. Treffend heißt es schon in der „Grundlegung“: „Die Dogmatik tritt [...] der Predigt nicht als normative Größe gegenüber, sondern sie steht neben ihr, besser, sie begleitet sie bei der Ordnung ihrer Gedanken.“ (68)

Am besten gefallen hat mir das rhetorische Schlusskapitel, das völlig zu Recht auf der Hermeneutik, der Verständigung mit dem Hörer, der Absichtlichkeit der Rede und der Sorgfalt bei der Vorbereitung – einschließlich des ausformulierten Manuskripts – beharrt. Besonders eindrücklich sind der Teil zur rhetorischen Präsenz und Expressivität der religiösen Rede sowie die Bemerkungen zur biblischen Sprache und ihrem Deutungspotenzial (284f.) wie zur repräsentativen, metapsychologischen Funktion des „Ich“ auf der Kanzel. „Die Häufigkeit, mit der Predigende ‚Ich‘ sagen, ist [...] kein Indiz für die authentische religiöse Expressivität ihrer Predigt. Diese lebt vielmehr von der *Individualität des Allgemeinen* [...]“ (278, dort kursiv) Hier kann man nur zustimmen.

Eines allerdings muss Wilhelm Gräb überdenken – wenn nicht in seiner Bewertung, dann doch in der Wahrnehmung. Gleich in der Einleitung weist G. den Bezug der Predigt zur Liturgie kategorisch zurück: „Wer die Predigt als Element der kirchlichen Liturgie thematisiert [...] hat sich von ihrem Anspruch, öffentliche religiöse Rede zu sein, mehr oder weniger verabschiedet.“ (8) Mit Verlaub: Das ist ein unbegründeter Satz, der an Dogmatismus und sachlichem Unverständnis kaum zu übertreffen ist; man vergleiche dazu die etwas relativierenden Bemerkungen, die aber die These unterstreichen, dass liturgische Theorieabstinenz die Predigt in einen „weiten Raum“ stelle (34). Man mag die Liturgie nicht lieben, nicht verstehen oder auf sie nicht viel Arbeitszeit verwenden wollen. Aber als Reflexionsperspektive ist sie für die Predigt und Predigtlehre unverzichtbar (sofern man seine Predigten nicht auf einer Ap-

felsinenkiste in der Fußgängerzone hält). Alles andere wäre Ignoranz und dieser kann Wilhelm Gräb nicht ernstlich das Wort reden wollen. Zudem gibt es Stellen, an denen er durchaus treffende Bemerkungen zur Liturgie macht (167) oder an denen er bei seinen eigenen Predigten Bezug auf Liturgisches nimmt (vgl. die Bemerkungen zu „Ich stehe an deiner Krippen hier“ im ersten wie im zweiten Predigtbeispiel 309f.; 316).

MICHAEL MEYER-BLANCK

Autorinnen und Autoren dieses Heftes

CHRISTIANE BERTHOLD-SCHOLZ

Pfarrerin und Studienleiterin i.R. an der Arbeitsstelle Gottesdienst, Hofgeismar

cbs50@web.de

RENKE BRAHMS

Leitender Geistlicher der Bremischen Evangelischen Kirche, Friedensbeauftragter des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD)

friedensbeauftragter@ekd.de

DR. BERNHARD DRESSLER

Professor i.R. für Praktische Theologie und Religionspädagogik an der Universität Marburg

dressleb@staff.uni-marburg.de

DR. STEPHAN GOLDSCHMIDT

Referent für Gottesdienst und Kirchenmusik der EKD und Geschäftsführer der Liturgischen Konferenz, Hannover

Stephan.Goldschmidt@ekd.de

DR. MARTIN GRESCHAT

Professor em. für Kirchengeschichte und Kirchliche Zeitgeschichte an der Justus-Liebig-Universität Gießen, Honorarprofessor an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster

mgreschat@t-online.de

WILHELM HAMMANN

Pfarrer in Goßfelden, Lahntal

Pfarramt.Gossfelden@ekkw.de

LEONA HOLLER

Pfarrerin in Dortmund und Auszubildende für Spiritual Care im Hospiz- und Palliativdienst des Diakonischen Werkes gGmbH Dortmund und Lünen

l.holler@reinoldi-do.de

DR. MICHAEL MEYER-BLANCK

Professor für Praktische Theologie und Religionspädagogik an der Universität Bonn

meyer-blanck@uni-bonn.de

BERTRAM SAUPPE

Pastor an der Markuskirche Hannover

sauppe@markuskirche--hannover.de

KATHRIN OXEN

Leiterin des Zentrums für evangelische Predigtkultur, Wittenberg

kathrin.oxen@wittenberg.ekd.de

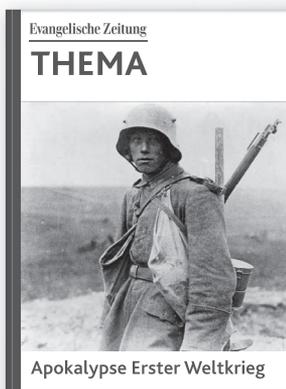
HELMUT WÖLLENSTEIN

Propst des Sprengels Waldeck und Marburg in der Evangelischen Kirche von Kurhessen-
Waldeck, Marburg

propst.waldeck-marburg@ekkw.de

Einfach-Evangelisch.de

Die Online-Buchhandlung Ihrer Kirchenzeitung



Als „Apokalypse“ hatten viele Zeitgenossen den Ersten Weltkrieg damals bezeichnet – eine Titulierung, die wegen ihrer Überhöhung in diesem Zusammenhang auch von der Wissenschaft durchaus kritisch gesehen wird. Um die uns als „Evangelische Zeitung“ eigene Perspektive sichtbar zu machen, haben wir diesen Titel dennoch für unser Heft gewählt. Denn auch Kirche und Theologie – und nicht zuletzt die damalige Kirchenpresse – waren eng mit der grausamen Kriegsmaschinerie verweben.

Ev. Presseverband für Bayern (Hg.)

Evangelische Zeitung THEMA

Apokalypse Erster Weltkrieg

52 Seiten, geheftet, € 3,00

Art.Nr. Z774114, Lutherisches Verlagshaus



Die Kriegskindergeneration ist im Ruhestand, die eigenen Kinder sind längst aus dem Haus. Bei vielen kommen jetzt die Erinnerungen allmählich hervor und mit ihnen auch Ängste, manchmal sogar die unverarbeiteten Kriegserlebnisse. Sie wollen nun über sich selbst nachdenken und sprechen. Der Psychoanalytiker Horst-Eberhard Richter spricht von einer „verschwiegenen, unentdeckten Welt“. Mit den Holocaust-Opfern habe man sich eingehend beschäftigt, mit der Kriegskindergeneration nie. Ihnen wurde gesagt: Sei froh, daß du überhaupt überlebt hast. Vergiß alles und schau lieber nach vorne!

Sabine Bode

Die vergessene Generation

Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen

304 Seiten, kartoniert, € 9,95

ISBN 978-3-608-94797-7, Klett Cotta

Bücher bestellen mit kostenlosem Versand:

Telefon (0511) 1241-739 | Fax (0511) 3681098

www.Einfach-Evangelisch.de

Ausschreibung

Die **Stiftung zur Förderung des Gottesdienstes Karl-Bernhard-Ritter-Stiftung** schreibt unter dem Thema **Schulanfängergottesdienste mit Teilnehmenden aus verschiedenen Religionen und / oder Konfessionslosen** den Gottesdienstpreis 2015 aus.

Kirchengemeinden und Schulen sind eingeladen, bis zum 31. Januar 2015 Gottesdienste einzureichen, die in Kooperation von Kirchengemeinden, Schulen und Vertretern / Vertreterinnen anderer Religionsgemeinschaften anlässlich des Schulanfangs an Grundschulen und weiterführenden Schulen vorbereitet und die nach dem 1. Januar 2012 in einer Kirche oder an einem anderen Ort gefeiert wurden.

Kriterien für die Vergabe des Preises sind:

- die theologische, ästhetische, sprachliche und dramaturgische Qualität des Gottesdienstes insgesamt;
- das theologisch, kommunikativ und dramaturgisch reflektierte Eingehen auf die Situation der multireligiösen Gemeinde bei der Feier des Gottesdienstes;
- die gemeinsame Vorbereitung mit und Beteiligung von Vertretern anderer Religionsgemeinschaften, der Gemeinde, der Schule und gegebenenfalls der Kindertagesstätten;
- die Auswahl und die Gestaltung des Ortes;
- die Berücksichtigung der besonderen Situation des Schulbeginns;
- die Verwendung einer für alle Teilnehmenden angemessenen Sprache.

Die Gottesdienste sind in schriftlicher Form und als Datei (höchstens 20 Seiten) zu dokumentieren. Die Darstellung sollte ein »Drehbuch« mit allen im Gottesdienst verwendeten Texten enthalten. Darüber hinaus sind konzeptionelle Überlegungen und eine Darstellung des Vorbereitungsprozesses (insgesamt höchstens 7 Seiten) einzureichen. Öffentliche Resonanzen (Zeitungsberichte, Fotos u. ä.) können hinzugefügt werden. Auch ein Video-Ausschnitt (höchstens 5 Minuten) kann mit eingesandt werden.

Der Preis ist mit 2500 € dotiert. Die Entscheidung der Jury ist unanfechtbar. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Mit der Einreichung wird einer möglichen Veröffentlichung zugestimmt.

Weitere Informationen finden Sie unter www.gottesdienst-stiftung.de

